

Brockes.

Freundschaft und Pest bei Heinrich von Kleist

THOMAS SCHESTAG

»Es waren sieben Mann an Bord. [...] Und weil sie so wenig waren hatten sie gute Freundschaft gehalten. [...] »Das ist die Pest.« Wer von ihnen hatte das gesprochen? Sie sahen sich alle feindselig an und traten schnell aus dem giftigen Bereich des Todes zurück. Mit einem Male kam ihnen allen zugleich die Erkenntnis, daß sie verloren waren. Sie waren in den mitleidlosen Händen eines furchtbaren unsichtbaren Feindes, der sie vielleicht nur für eine kurze Zeit verlassen hatte. [...] Und in jedem von ihnen keimte gegen seine Schicksalsgenossen eine dunkle Wut, über deren Grund er sich keine Rechenschaft geben konnte. Sie gingen auseinander.«

Georg Heym (Das Schiff)

*

Durch die Literatur zu Heinrich von Kleist, *als Mensch und Dichter*, der Rekonstruktion eines Lebens aus Briefen, in bewegte gestellte Bilder, eines Werks in seine endgültige – und seis endgültig verlorne oder vorläufige – Fassung, Zeugen und Zeitzeugen, Winken und Spuren auf der Spur, eingebettet in Quellen, Epochen und Geschichten, ausgesetzt Einflüssen, Bewegungen und mannigfaltigen Erschütterungen, geht, fast als ein Gespenst, der *Freund*. Nicht, daß jene philologische Detektei, *Kleistforschung* geheißen, nicht auch Auskünfte über Kleists Freundinnen und Freunde, und über Kleist als Freund, eingeholt und ausgewertet hätte, einholen und auswerten wird. Sondern wo immer von Kleist, dem Freund, wo von Kleists Freunden die Rede geht, ist das Befremden – über den Freund – nicht weit. So bei Sigismund Rahmer, im ersten Satz des ersten Teils – »Heinrich von Kleist und seine Zeitgenossen« – seines 1909, »nach neuen Quellenforschungen«, veröffentlichten *Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter*: »Wenn wir die Beziehungen Kleists zu seinen Zeitgenossen und den zahlreichen Freunden, die ihm im Leben sehr nahe gestanden, einer kritischen Prüfung unterziehen,

so machen wir sehr bald die befremdende Erfahrung, daß sie wohl alle seinen Wert und seine hohen Eigenschaften im Leben und nach dem Tode öffentlich anerkannten, daß sie aber sein poetisches Erbe sehr schlecht behüteten, und daß sie vor allem auch die Nachwelt nur sehr mangelhaft mit brauchbarem biographischen Material über ihren Freund bedacht haben.«¹ Der leise Tadel des Quellenforschers, wehmütig zwar, denn es sind tote Freunde eines toten Freundes, und dennoch schwingt Feindseligkeit in ihm, ist unüberhörbar. Kleists Freunde waren schlechte Freunde. Und am schlechtesten war der beste, der älteste, intimste, und durch zahlreiche Bande mit Kleist verknüpfte Freund Ernst von Pfuel: »Am eigenartigsten trieb es Ernst von Pfuel, der, als ältester, intimster, und durch zahlreiche Bande mit Kleist verknüpfter Freund, der natürliche Anwalt und Wächter seines Andenkens, dieses nicht bloß auf das ärgste vernachlässigt, sondern durch leichtsinnig-unkontrollierbare Angaben verzerrt und entstellt hat. [...] Wir beklagen nicht bloß, daß Pfuels Mund verschlossen blieb, sondern noch viel mehr, daß er durch leichtsinnige und subjektiv gefärbte Anschauungen viele falsche Auffassungen und Irrtümer in die Kleistliteratur hineingetragen hat.«² Die Freunde, verdichtet im Phantombild des eigenartigsten unter den zahlreichen, waren nicht verschlossen, und sie waren nicht aufgeschlossen genug. Sie haben zu wenig und zu viel gesagt. Ihrem Freund Kleist, und allen Freunden Kleists, nicht zuletzt auch der Kleistliteratur, ja allen, die noch leben, und leben werden, haben sie mehr geschadet als gedient. Was sie aufstichteten und zum Besten gaben, waren Anekdoten, die Geheimnisse haben sie mit ins Grab genommen.

Auch in einer jüngeren Untersuchung der Kleistliteratur, in Hermann Weiß' Studie *Heinrich von Kleists Freund Ludwig von Brockes*³, ist nicht nur vom Freund, sondern auch von der Irritation über den Freund die Rede. Der Freund aber, von dem die Irritation diesmal ausgeht, ist Kleist. Kleists Beschreibung des Freundes, Brockes. Die Studie beginnt mit dem Satz: »Heinrich von Kleist hat bekanntlich nur wenige Menschen so geschätzt wie seinen Freund Ludwig von Brockes, über den noch immer erstaunlich wenig bekannt ist.« Ein Erstaunen, zwischen bekannt und unbekannt gespannt, das die Studie am Ende nicht vom Freund, Brockes, sondern von Brockes' Freund Kleist, und genauer von einem »Denkmal«, in Weiß' Worten, ausgehen sieht, das Kleist dem Freund, am 31. Januar 1801, in einem Brief an Wilhelmine von Zenge

1. Sigismund Rahmer: *Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Nach neuen Quellenforschungen von Sigismund Rahmer*, Berlin 1909, 1.
2. Ebd., 2.
3. Hermann F. Weiß: »Heinrich von Kleists Freund Ludwig von Brockes«, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung*, Frankfurt an der Oder 1996, Bd. 10, 102-132.

setzt: »Nirgendwo anders in seinen uns überlieferten Briefen äußert er sich so ausführlich und enthusiastisch über einen Freund oder Bekannten wie hier.« Über Ludwig von Brockes, den Freund, ist »noch immer erstaunlich wenig bekannt«. Und: an keiner Stelle seiner »uns überlieferten Briefe äußert [Kleist] sich so ausführlich und enthusiastisch über einen Freund oder Bekannten wie hier«. Der Vorwurf, der in Sigismund Rahmers Tadel der toten Freunde mitschwang, ergreift auch Kleist. Kleist, der Freund, hat zu viel, hat zu wenig gesagt, über Brockes, den Freund. Nicht zuletzt fällt der Schatten jenes Tadels, den Rahmer den toten Freunden nicht ersparen konnte, jetzt auch, nicht ohne leise Wehmut, auf den toten Forscher. Denn Rahmer, der sich, so Weiß, »eingehender als irgendein anderer Forscher mit Brockes« befaßt hatte, »fehlte die philologische Schulung«. Er wußte zu viel und hat zu wenig mitgeteilt, hat vieles gesagt, aber das meiste verschwiegen, und Geheimnisse mit ins Grab genommen: »Anscheinend gab Rahmer in seinen Veröffentlichungen nicht alle seine Geheimnisse preis [...]. Vielleicht schwieg er sich aus in der Hoffnung [...]. In den Jahren kurz vor seinem Tod war er weiteren Korrespondenzen auf der Spur [...]. So [...] nahm Rahmer mancherlei Geheimnisse mit ins Grab. Sein Nachlaß [...] ist seit langem verschollen.« Die Irritation aber, über Brockes den Freund, geht nicht von der Suche nach verschollenen Korrespondenzen, sondern von einer aufgedeckten *Quelle*, einem archivierten Fundstück aus. Sie taucht auf aus jenem *Denkmal*, das Kleist Brockes im Brief an die Braut setzt. Hermann Weiß streift sie in den letzten Zeilen seiner Studie: »Die Tendenz zur Harmonisierung prägt die [...] Würdigung, bringt aber Unstimmigkeiten mit sich [...]. Er schildert den Freund als einen hochgebildeten Menschen, der allerdings anscheinend der Versuchung nicht widerstehen kann, Konflikte mit dualistischen Denkmustern zu bewältigen. [...] Nicht ohne erzieherische Hintergedanken [...] stilisiert Kleist den Freund zu einem Alter ego, gewissermaßen auch zu einem Heiligen empor, dessen unablässiges Wohlwollen ein gewöhnlicher Sterblicher allerdings nicht nachzuahmen vermag. [...] Vom Fluß seiner pädagogischen Beredsamkeit getragen, illustriert Kleist die in ihrer Logik etwas beklemmende Haupttugend des Freundes anhand zahlreicher Beispiele, welche diesen gelegentlich als masochistischen Märtyrer der Uneigennützigkeit erscheinen lassen. [...] Verglichen mit Kleists einseitiger Würdigung des Freundes im Brief vom 31. Januar 1801 wirken seine kurzen Äußerungen über diesen in den davorliegenden Briefen offener [...]. Kleists überschwängliche Würdigung seines Freundes muß zwar kritisch gelesen werden, enthält aber anscheinend doch manches Zutreffende [...].« Je ausführlicher und enthusiastischer Kleist, getragen vom Fluß pädagogischer Beredsamkeit, über den Freund schreibt, desto einseitiger zeichnet, verzeichnet er den Freund, und dessen Charakter. Je mehr er sagt, desto weniger sagt er. Es ist, als führte das Denkmal aus Worten bloß eine Attrappe, ein Alter ego, einen falschen Heiligen

und masochistischen Märtyrer auf, aber nicht Brockes, den Freund. Parodie der Hagiographie. Offener dagegen »wirken seine verstreuten kurzen Äußerungen über diesen«. Es ist der geöffnet erhaltene, erhalten gebliebene, aber verschlossene, irgendwie unannehmbare Brief, der zur Suche nötigt, die *ins* Fundstück, in und zwischen Worte, aussetzt. Was alle diese Irritationen aber unbefragt und unangetastet durchläuft, ist der *Freund*. Ein Blindgänger, der auf den Ruf: *Wer da?* nichts replizieren muß, als dies: *Gut Freund!*, um zu passieren. Als verstünde sich von selbst, und sei unter den zahlreichen Freunden Kleists, der Kleistliteratur und -forschung, auch allen Freund- und Feindschaften zum Trotz, ja zur Bestätigung, die Kleist unterhält, kein Wort darüber zu verlieren, *daß* Freundschaft sei, und *was* ein Freund, was Freundinnen und Freunde. Als rührte die Frage nach dem Freund an ein Tabu.

Was ist – ein *Freund*? Nicht, wer unter den vielen Bekannten, die Kleist hatte, war ihm Freund, war innigster, einziger Freund, einzige Freundin, und nicht, wie war Kleist, der Mensch und Dichter, *als* Freund. Sondern was heißt *Freund* bei Kleist? Was heißt Freund, unter andern, an jener zum berühmigten brüchigen Denkmal verzeichneten Stelle im Brief an Wilhelmine von Zenge? In diesem unter andern Briefen? Die Frage nach dem Umriß des Freundes, der Freundschaft und *Brief*freundschaft, schließt aber nicht nur die nach dem des Feindes mit ein, sondern nicht zuletzt auch die Frage nach dem Status der *Philie* und *Philologie*.

Der Brief, der zu schreibende, zu faltende und zu siegelnde, der zu erbrechende, zu entfaltende und zu lesende Brief, ist Ort der Entfaltung des Herzens. In der Seele zu lesen. Ort der Unumwundenheit des Blicks ins Innerste. »Denn das«, so Kleist in jenem Brief an die Braut, geschrieben in Berlin am 31. Januar 1801, »habe ich mir zum Gesetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine schönere Seite von Dir zeigt, u. mir darum inniger an das Herz greift, gleich u. ohne Aufschub zu beantworten.«⁴ Um so bedauerlicher, daß der Brief mit dem Eingeständnis der Verletzung jenes Gesetzes einsetzen muß: »Liebe Wilhelmine, nicht,«: fast ist es, als zeichnete nicht das Eingeständnis, sondern dies *nicht* das Gesetz des Briefes, den es zurückhaltend eröffnet, als stünde der Brief vom ersten Augenblick an unterm Gesetz des Aufschubs, den er zu verzeihen bittet: »Liebe Wilhelmine, nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb gewesen wäre, als die andern, nicht dieses,«: als stünde der Brief von Beginn an im Zeichen des *nicht* und *nicht*

4. Heinrich von Kleist an Wilhelmine von Zenge, 31. Januar 1801, in: Roland Reuß/Peter Staengle (Hg.), *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke*, Brandenburger Kleist-Ausgabe (BKA), Bd. IV/1, Frankfurt am Main 1996, Briefe 1. März 1793-April 1801, 461-479 (nach dieser Ausgabe wird im folgenden unter Angabe von Band, Teilband und Seitenzahl zitiert).

dieses, unterm Gesetz der Elongatur des Verzugs, dessen Grund anzukündigen er fortfährt, dessen Grund anzuführen er zögert: »Liebe Wilhelmine, nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb gewesen wäre, als die andern, nicht dieses, sage ich, war der Grund, daß ich Dir diesmal etwas später antworte, als auf Deine andern Briefe – Denn das habe ich mir zum Gesetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine schönere Seite von Dir zeigt, u. mir darum inniger an das Herz greift, gleich u. ohne Aufschub zu beantworten.« Um weiter unten auf das Herz zurückzukommen: »Besonders der Blick, den Du mir diesmal in Dein Herz voll Liebe hast werfen lassen, hat mir unaussprechliche Freude gewährt – obschon«: als stünde der Brief, an jeder Stelle, unterm Gesetz der Brechung des Gesetzes, nicht nur jedes Schreiben von Dir gleich und ohne Aufschub zu beantworten, sondern es gleich, und ohne Aufschub, in Empfang genommen, gelesen zu haben: »obschon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war.« Eigentlich überflüssig war. Denn die Versicherung der Liebe war einst, war einmal, und war ein für alle Mal gesagt worden. Sie soll nicht wiederholt werden. Das Wort der Liebe einmal zu sagen, einander die Wahrheit der Neigung einzuflößen, war notwendig. Es noch einmal zu sagen, ist nicht nur unnötig und überflüssig, sondern bedrohlich. Das Wort der Liebe, einst, ein für alle Mal gesagt, bricht, noch einmal gesagt, jene Innigkeit, Einzigkeit und Herzlichkeit der Freundschaft, die es einst begründete. Das versicherte, zu wiederholten Malen versicherte Vertrauen, der Vertrauensbeweis, ist Vertrauensbruch. Die Einzigkeit und Einmaligkeit eingestandener erklärter Liebe nötigt aber, um *als* jene einzige Erklärung behalten zu werden, zu genau jener Wiederholung, die dieser Brief am Brief der Braut moniert, und für unnötig erklärt. Andernfalls wäre die Liebe, und nicht nur sie, wären Freundschaft und Feindschaft, fürs Leben versprochen und geschworen bis in den Tod, wäre jedes Wort ins Blaue gesagt, im Augenblick des Aussprechens, im Augenblick der Niederschrift schon gebrochen. Genau dieser Erschütterung aber bricht der Brief, *ritardando*, irritierend Bahn: »Besonders der Blick, den Du mir diesmal in Dein Herz voll Liebe hast werfen lassen, hat mir unaussprechliche Freude gewährt – obschon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war. Wenn Du mich nicht liebst, so müßtest Du verachtungswürdig sein und ich, wenn ich es von Dir nicht glaubte. Ich habe Dir schon einmal gesagt, warum? – Also dieses ist ein für allemal abgethan. Wir lieben uns, hoffe ich, herzlich und innig genug, um es uns nicht mehr sagen zu dürfen, und die Geschichte unsrer Liebe macht alle Versicherungen durch Worte unnöthig.« *Wenn Du mich nicht liebst [...] wenn ich es von Dir nicht glaubte. [...] Wir lieben uns, hoffe ich, [...] um es uns nicht mehr sagen zu dürfen.* Die Zeilen schreiben jenen Überfluß und jene Unnotwendigkeiten fort, die sie die Braut zu unterbinden fast beschwören. Sie entziffern in der

erklärten Neigung Brechungen, die sie zu übersehen bitten. Laß es Dir, und uns, noch einmal gesagt sein: einmal, ein für alle Mal, die Liebe zu sagen, war notwendig und gut, und genug. Jede Wiederholung aber, Du erinnerst Dich doch, daß ich es Dir schon einmal sagte, wirst es behalten, und für Dich behalten, jede Versicherung mehr erschüttert die Sicherheit, in der wir uns wiegen. Noch einmal: laß uns einander nie mehr sagen, hörst Du, daß wir uns lieben. Es wäre das der Ruin unserer Liebe und Freundschaft.⁵ Die Zeilen breiten, Wort für Wort, jene Pest

5. Die Irritation zwischen *Freundschaft* und *Liebe* zeichnet einen andern, früheren Brief an die Braut aus. *Brokes* nah: »*Brokes* [...] wird mich begleiten. [...] Hast Du auch *Deine* Freundin schon wieder gefunden? [...] Herzlich, herzlich wünsche ich es Dir. Wahre, ächte Freundschaft kann *fast* die Genüsse der Liebe ersetzen – Nein, das war doch noch zu viel gesagt; aber viel, sehr viel kann ein Freund thun, wenn der Geliebte fehlt. Wenigstens giebt es keine anderen Genüsse, zu welchen sich die Liebe so gern herab ließe, wenn sie ihr ganzes Glück genossen hat u. auf eine Zeitlang feiern muß, als die Genüsse der Freundschaft.« Brief an Wilhelmine von Zenge, am 21. August 1800; BKA IV/1, 191. Die *Genüsse der Liebe* – die *Genüsse der Freundschaft*. Was doch noch zu viel gesagt war, war das unterstrichene Wort *fast*. Zurückgenommen, ersetzen *Liebe* und *Freundschaft* einander. Aber nur *fast*. Nicht anders als *gebrochen*. Das Schema der Ersetzung durcheinander, von Worten, das *metaphorische* Prinzip, erschütternd. Denn einerseits unterstreicht das überflüssige *fast* die unübersehbare Differenz zwischen Freundschaft und Liebe. Zugleich aber entstellt es – und stellvertritt *fast* – jenes Wort, das die Differenz präzisieren soll: das *Fest* der Liebe, die, »wenn sie ihr ganzes Glück genossen hat«, auf eine Zeitlang *feiern* muß. Das im *fast* entstellte, *fast* ersetzte *Fest*, das im *Fest* entstellte *fast*, entspricht der Entstellung des *und*, aus der Nähe zum *Freund*, der Entstellung der Freundschaft aus der Nähe zur *Liebe*, in der Wendung *Liebe und Freundschaft* des vorliegenden Versuchs. Beider Nähe zueinander: zur *brüchigen* Sprache. – In der *Metaphysik der Sitten* (1797) ist die *Freundschaft*, die Kant zur »innigsten Vereinigung der Liebe mit der Achtung« definiert, »keinen Augenblick vor *Unterbrechungen* sicher«. Und zwar aufgrund jener »innigsten Vereinigung« von Liebe und Achtung *miteinander*. »Denn man kann«, so Kant, »jene [nämlich die *Liebe*] als Anziehung, diese [nämlich die *Achtung*] als Abstoßung betrachten.« Freundschaft, ein »Ideal der Theilnehmung und Mittheilung«, ist, demzufolge, die *innigste Vereinigung* von Anziehung und Abstoßung, von Attraktion und Repulsion. Der *Attraktiv*, der Freundschaft auszeichnen, Liebe und Achtung balancieren soll, ist der unterbrochene Zug, *nicht weniger* als der unterbrochene Riß. Unterbrochene Liebe nicht weniger als unterbrochene Achtung. Freundschaft – *unterbricht*. Die *innigste Vereinigung* von Liebe und Achtung liegt in *Unterbrechungen*. Die Unterbrechungen, vor denen Freundschaft keinen Augenblick sicher ist, wenn sie bloß auf Gefühlen beruht, denn Gefühle schlagen ineinander um, unterbrechen einander, können nur durch eine gewisse Unterbrechung, durch unterlegte *Grundsätze* und *Regeln*, unterbrochen werden. Ausgesetzt lesenden Augen: Augenblicken, in denen Liebe und Achtung *einander* unterbrechen. Und nur indem, und solange, sie einander unterbrechen,

– Pest für den Willen zum Freund wie zum Feind, zur Freund-, wie zur Feindschaft – aus, die sie, in und mit Worten fechtend, scheint es, aufzuhalten, in Bann zu schlagen, zurückzunehmen, abzulenken suchen. Es ist das die Pest der Sprache, die den Willen zur Sprache begleitet, jeden Schritt, unterwegs zur Sprache, unterwegs in und zwischen Sprachen, teilt und streut. Sie wandert in die irritierende Vermutung ein, daß schon das erste, und einzige Mal, das die Zuneigung *sagte*, das Band der Freundschaft flocht und schloß, weil das Wort, das sie sagte, um *als* solches, *als* Wort zur Sprache gekommen zu sein, *wiederkehren* mußte: aus Wiederholungen, aber keines ersten und einzigen Mals, keines ursprünglich gegebenen gesetzten *Wortes selbst*, resultiert. *Zerbrechlich* resultiert. In jener *Brechung*, die das Wort durchlief, als wäre es zum ersten Mal gesagt, daß ich Dich liebe, lag die Erkenntlichkeit des Augenblicks: lag, was den Willen, die Freundschaft zum Bund *im und durchs Wort* zu fassen, unscheinbar, aus den Angeln hob. Das im Augenblick erklärter Neigung zerbrechende Wort, das Innewerden des *gebrochenen Wortes*, und genauer der Zerbrechlichkeit eines jeden Worts und Wortbruchstücks, der Welt und Wortwelt, die im Augenblick erklärter Liebe fragil und flügge wird, anbricht –; das *gebrochene* – zerbrechliche – *Wort* kann nicht zum verbindlichen, das die Neigung zum Bund flieht, festgestellt werden. Die Erfahrung, die der Brief an dieser Stelle, *vielleicht*, beschwört, besagt: Freundschaft ist jener Bund, der die Erfahrung des *gebrochenen Wortes* teilt. Das Erschütternde dieser Formulierung liegt im unverwahrbaren Ineinander zweier Augenblicke. Der Augenblick erklärter *Neigung* ist der Ruin der Sprache. Der Augenblick erklärter Neigung ist der Ruin der Liebe. Der Freundschaft. Der Freundin. Des Freunds. Der *Hof*, den das Ineinander beider Augenblicke anreißt, ist das eigentümliche *Milieu* der Philologie.

Im Überkreuz beider Augenblicke, die einander entsetzen in der Wendung und die *Geschichte unsrer Liebe macht alle Versicherungen durch Worte unnöthig*, die beide, den Willen zum Wort wie zur Liebe aufs Spiel setzt, bittet Kleist die Braut, ihn zu ihr von »meinem Freunde *Brokes*« reden zu lassen: »Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde *Brokes* reden«. Unablesbar deutlich wird an dieser Stelle, in

bleibt die Freundschaft, »eine bloße [...] Idee«, innigste Vereinigung: *Unterbrechung*. Es ist, als habe Kleist genau diesen Schluß, *Unterbrechungen* im Grundriß der Freundschaft, jenem »Ideal der Theilnehmung und Mittheilung«, aus dem Beschluß der ethischen Elementarlehre im Saum der *Metaphysik der Sitten* gezogen. Nicht ohne die Elemente zu verbuchstäblichen, die Buchstaben aber, zu Bruchstaben zu präzisieren: Unterbrechungen im innigsten Zug, und Aufriß, der Sprache – als *Ideal der Theilnehmung und Mittheilung* – zu entziffern. Immanuel Kant: »Metaphysik der Sitten (1797)«, in: Ernst Cassirer (Hg. u. a.), *Immanuel Kants Werke*, Berlin 1922, Bd. VII.

diesem Augenblick, welches Gewicht auf dem einen zusammengesetzten Wort *einmal* und auf den zwei Worten *ein Wort* liegt: »Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde *Brokes* reden, von dem mein Herz ganz voll ist – Er hat mich verlassen«. Der *Einzig*e und das *Ganze* skandieren, erschüttert, die folgenden Zeilen, die Bindung des Freundes an den Freund vom Augenblick des Aufbruchs her zu sagen, um in erklärte Zweifel über das *ganze Verstehen*, nicht zuletzt dieser Zeilen, zu münden: »Er hat mich verlassen [...] – und mit ihm habe ich den *einzig*en Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein *Freund* war, den einzigen, den ich recht *wahrhaft* ehrte u. liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte u. der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem Andern kann ich dies letzte sagen, Niemand versteht mich ganz, Niemand *kann* mich ganz verstehen, als *er* u. *Du* – ja selbst Du vielleicht, liebe Wilhelmine, wirst mich u. meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte, als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst, als er.«

Mein *Freund* – *Brokes*.⁶ Jetzt, da er mich verlassen hat, er, von

6. Freundschaft zur *Orthographie*: wie heißt, eigentlich, der einzige, der Freund, in seinem *Eigennamen*? Jeder Versuch einer Antwort auf diese Frage, um Fassung eines Worts in seinen eigentlichen Umriß, zum Eigentum und -namen bemüht, stößt auf das *Entsetzen* der Sprache. Ein Brief an die Schwester, am 26. August 1800, führt es, fast unumwunden, vor Augen. Er unterstreicht *Brookes*, verzeichnet aber auch *Brokes*, und teilt in einem Nachsatz mit, auf der Schwelle zu einer Reise mit dem Freund, deren Grund und Absicht vor allen undurchsichtig bleiben muß (»außer vor *Dir* u. *Ulriken*« schränkt ein Brief an die Braut, fünf Tage zuvor geschrieben, ein): »Brokes heißt nicht Buchholz sondern *Bernhoff*« (BKA IV/1, 209). – Zu *Ernst von Pfuel*, »ältester, intimster, und durch zahlreiche Bande mit Kleist verknüpfter Freund«, merkt Sigismund Rahmer in einer Fußnote an: »Der Name tritt, namentlich in der älteren Literatur, in allen möglichen Entstellungen auf. Pfuel selbst hatte eine Zeitlang seinen Namen, weil er nicht richtig geschrieben und ausgesprochen wurde, geändert.« – Die unverwahrbaren *Brechungen*, keines ursprünglichen Lichtes oder Blitzes, oder Blicks, im Aufriß einer jeden Letter, eines jeden Worts, finden sich in der *Heinrich von Kleist*, und anders, gezeichneten Literatur allenthalben. Halb *ge*-, halb *beschrieben*. Am augenfälligsten an einer Stelle der Erzählung *Der Findling*: »Da nun Nicolo die Lettern, welche seit mehreren Tagen auf dem Tisch lagen, in die Hand nahm, und während er, mit dem Arm auf die Platte gestützt, in trüben Gedanken brütete, damit spielte, fand er – zufällig, in der That, selbst, denn er erstaunte darüber, wie er noch in seinem Leben nicht gethan – die Verbindung heraus, welche den Namen: *Colino* bildet. Nicolo, dem diese logogriphische Eigenschaft seines Namens fremd war, warf [...]« (BKA II/5, 45f.). – Ein anderer Brookes, Barthold Hinrich von Brookes (dessen dritter Sohn, Erich Nikolaus von Brookes, als Vater von Kleists Freund, Ludwig von Brookes verzeich-

dem mein Herz ganz voll, kann ich Dir sagen, *einmal ein Wort*, daß er der *einzig*e Mensch, mein *Freund* war, der *einzig*e, dem ich das Herz ganz *geöffnet* hatte, und der *selbst seine geheimsten Falten kannte*. Der einzige Freund ist der einzige Leser des ganz geöffneten, ganz entfalteten Herzens. *Cor*. Der einzige Freund, *Brockes*, ist der eine, eigentliche *Kores-* und *Correspondent*, noch der geheimsten Falten meines Herzens. Der mich verlassen hat, der mir das Herz *fast* gebrochen hat, von dem mein Herz ganz voll ist. Der einzige, »für den ich [...] Herz [...] haben konnte«. Der einzige Freund ist eine einzige Ausnahme. Alle sind außerstande, mich *ganz* zu verstehen, außer dem einzigen Freund. Außer der einzigen Freundin. Nur *er*, und *Du*, der Einzige und die Einzige – *einzig*: »ja selbst Du vielleicht, liebe Wilhelmine, wirst mich u. meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen [...]«. Dem einen Wort *Einzig(e)* ist die Einschränkung der Singularität, das Zerbrechen oder Bröckeln der Einzigkeit, oszillierend zwischen *Singulär* und *Singular*, zwischen Ab- und Unabzählbar-, Zähl-, Erzähl-, und Unerzählbarkeit, die Einschränkung der *Eins* zum *Bruch*, eingeschrieben. Dem *Einzig*en: *Brockes*. »[...] wenn Du nicht für das, was ich höher achte, als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst, als er.« Der einzige Freund ist nicht nur der, der mich verlassen hat, sondern der die Freundschaft verlassen und zurückgelassen hat, und der nur aus dem Grund ganz zu fassen verstand, was im Freund, den er verlassen hat, über die Achtung der Liebe und Freundschaft hinausging. Nur weil er mich, den Freund, verlassen hat, kann ich mich auf ihn, den einzigen Freund, der über die Achtung von Liebe und Freundschaft hinausging, verlassen. »[...] das, was ich höher achte, als die Liebe«, zur Liebe, steht in dem entfalteten Brief offensichtlich nicht. Es ist, *vielleicht*, die Liebe zum (*gebrochenen*) Wort: *Philo* [...] *logie*. Zur Zerbrechlichkeit noch des Wortbruchstücks.

net steht), Autor des *Irdischen Vergnügens in Gott*, schreibt im Anhang zum ersten Teil seiner Gedichtsammlung, 1737, dem landläufigen Inbegriff der Freundschaft, dem Willen zum *Konsens*, die ironische Apologie. Das Gedicht *Die gar zugleich gesinneten Freunde*, Übersetzung aus dem Französischen – *Les amis trop d'accord* – einer Fabel *Des Herrn de la Motte*, weiß von vier Freunden, die in *stetem Streit* miteinander liegen. Eines Tages, auf dem Gipfel des Streits, suchen sie, der Verwirklichung des Wunsches *Ach wären unter uns die Meynungen gemein* durch Anrufung der Götter zu erwirken. Ihr Flehen wird erhört. Dies Ende der *Mannigfaltigkeit* (diversité) markiert den Anfang vom Ende ihrer Freundschaft. Die Metamorphose der Streitenden zu Jasagern. Denn: *Es war kein Zeitvertreib und keine Lust mehr da; / Bracht' einer etwas vor, sie sagten alle: Ja*. In den Aufriß der Freundschaft, der Freunde, die *bleiben*, trägt Brockes, unter der Hand, *Unstetigkeit* und *Mannigfaltigung* ein. Kleist wird sie, von *Brockes* und *Brockes* und anderswo her, auseinanderschreiben. Barthold Hinrich Brockes: *Irdisches Vergnügen in Gott*, Erster Theil, Nachdruck der Ausgabe des Verlages Christian Herold, 1737, Bern 1970, 566-569.

Nicht anders als gebrochen, in eigentümlicher Vorwegzurücknahme dessen, was folgt, setzt auch die anschließende ausführliche Beschreibung des Freundes ein. Als suchte sie in jedem vorgebrachten Wort die *Unbeschreiblichkeit* des *Einzigsten*, zu unterstreichen, umstandslosem Lesen, Ablesen der Lettern einen Riegel vorzulegen. Denn es ist, vielleicht, die Liebe zum *gebrochenen* Wort, über alle Freundschaft und Liebe hinaus, ist vielleicht das Innwerden des gebrochenen Worts, *ohne weiteres*, was nicht nur den Freund, sondern die Beschreibung des Freundes auszeichnet. Die Beschreibung ist, von Anfang an, um Risse durchs Bild, des Freundes, das sie entwirft, verhalten: »Eigentlich weiß ich jetzt gar nichts von ihm zu reden, als bloß sein Lob, u. ob ich schon gleich mich entsinne, zuweilen auch an diesem den Charakter der Menschheit, nämlich nicht ganz vollkommen zu sein, entdeckt zu haben, so ist doch jetzt mein Gedächtniß für seine Fehler ganz ausgestorben, u. ich habe nur eines für seine Tugenden.« Die *Eigentlichkeit* der Rede, am Eingang des Satzes, der mit dem Wort *Tugenden* – irritierend sowohl für die *Tugenden* wie für die *Enden* dieses Satzes – endet, behauptet, und prospektiv auf den *ganzen* Satz, ja auf die *ganze* Beschreibung des Freundes entworfen, wird in der einschränkenden Wendung *ob ich schon gleich mich entsinne* der Eigentlichkeit ihres Charakters beraubt, nicht ohne, in eins, auch dem *Charakter* – ein andres Wort für *Letter* – des Freundes Abbruch zu tun: »u. ob ich schon gleich mich entsinne, zuweilen auch an diesem den Charakter der Menschheit, nämlich nicht ganz vollkommen zu sein, entdeckt zu haben, so ist doch jetzt [...]« Die Einschränkung behaupteter Eigentlichkeit der Rede, zur Mitte des Satzes, wird in seinem letzten Teil – *eingeschränkt*. Der Satz tut beiden, nicht nur der Eigentlichkeit, sondern auch der Einschränkung behaupteter Eigentlichkeit, sowohl der Tendenz zur eigentlichen als auch zur uneigentlichen Rede, wie zur *uneingeschränkten Einschränkung* Abbruch: »so ist doch jetzt mein Gedächtniß für seine Fehler ganz ausgestorben, u. ich habe nur eines für seine Tugenden.« [...] *ob ich schon gleich* mich seiner Fehler entsinne, *so ist doch jetzt* mein Gedächtnis für seine Fehler ganz ausgestorben [...]: der Satz schreibt, zwischen zwei *jetzt* verwickelt entfaltet, den Ruin der *memoria*, des *Memorandums*, von An- und Eingedenken. Und Vergessen. Denn die Erinnerung an die Fehler des Freundes wandert in das Wort *ausgestorben* ein, weder tot noch lebendig, erschüttert die Versicherung, daß ich – *jetzt* – »nur eins«, nämlich nur ein Gedächtnis, für seine Tugenden habe, und trennt noch im letzten Wort des Satzes, *Tugenden*, den Schein der Einheit des einen Worts von den *-enden* her auf, nicht weniger als den Schein eigentlicher Enden, in die der Satz auf den ersten Blick mündet. In diesem Satz stirbt das Aussterben aus. Er kommt mit den Enden, mit dem Enden und Verenden, nicht weniger als mit den *Freunden*, an kein Ende. An kein Ende, das nicht anders aufbricht. Die Einschränkung der Einschränkung, Einschränkung uneingeschränkter Lobs durch die Fehler,

deren einstiger Entdeckung ich mich *gleich* entsinne, die ich aber dadurch verdecke, oder einschränke, daß mein Gedächtnis *jetzt* für seine Fehler nicht mehr da, sondern ganz ausgestorben ist, findet nicht, zirkulär, zur Aufhebung der Einschränkung und zum grenzenlosen eigentlichen Lob des Freundes, sondern schreibt dem *Bericht Brechungen* ein. Der Satz erinnert Gedächtnislücken. Wendet Vergessen und Erinnern so ineinander, daß er das Unvordenkliche, die *Porosität* des Gedächtnisses erinnert. Den Verzug – *mora* – in *memoria*; und inniger, den Verzug noch im Willen zur Liebe – *amor* –, und Freundschaft, in die Entfaltung der Erinnerung einträgt.

Jedes Detail im Aufzug der Beschreibung des Freundes wird durch ein Geständnis eingeleitet: daß ich jetzt von ihm eigentlich gar nichts zu sagen weiß. Das Geständnis aber durch den Satz, den es nicht ausläßt, sondern einleitet, erschüttert. »Ich sage Dir nichts von seiner Gestalt, [...]«. Um fortzufahren: »[...] die nicht schön war, aber sehr edel. Er ist groß, nicht sehr stark [...]«. Undsoweiter. »Eben so wenig« – nämlich wiederum *nichts* – »kann ich Dir von seiner Geschichte sagen.« Um fortzufahren: »Er hatte eine sehr gebildete u. zärtlich liebende Mutter, seine Erziehung war [...]«. Undsoweiter. »Auch von seinen Tugenden kann ich Dir nur Weniges« – nämlich wiederum *nichts* – »im Allgemeinen sagen«. Zur inneren Hemmung tritt nun eine äußere: der Mangel an Papier: »weil sonst dieser Bogen nicht hinreichen würde.« Was folgt, ist aber die längste der drei *gebrochenen* Vorwegzurücknahmen: »Er war durchaus immer edel, nicht bloß der äußern Handlung nach, auch dem innersten Bewegungsgrunde [...]«. Undsoweiter. »[...] – liebe Wilhelmine«, so schließt die nichtige Beschreibung der Tugenden des Freundes, die mit ihm bricht, ihm untreu wird, den Freund verlassen hat, zur Unkenntlichkeit entstellt: »es ist keine Sprache vorhanden, um das Bild dieses Menschen recht treu zu mahlen«. Jedes innere, jedes äußere Merkmal des Freundes, das der Brief verzeichnet, ist *vermaldet*.

Um fortzufahren: »Ich will daher von seinem Wesen nur noch das ganz charakteristische herausheben – das war seine *Uneigennützigkeit*.« Die Wendung zur Heraushebung eines ungebrochenen, *ganzen* Charakterzuges, die Wendung zur *Uneigennützigkeit* des Freundes, angekündigt als Postskript, hält das Ende der untrennen Beschreibung der Tugenden auf. Sie markiert die Mitte dieses Briefs. Seine zweite Hälfte ist *nichts*, als der Beschreibung jenes *ganz* Charakteristischen, der *Uneigennützigkeit* gewidmet. Nicht ganz absichtslos, nicht ganz ohne Eigennutz, wie Kleist der Braut weiter unten *gesteht* (der Brief schreibt, Geund Verstehen oszillierend, in der Wendung zur Diskussion der *Uneigennützigkeit* den Ruin der Konfessionsliteratur): »O Du ahndest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst – nicht, als ob [...] denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige, herzliche Uneigennützigkeit *immer* herrschend

wäre«. Uneigennützigkeit ist die »*schwerste* von allen Tugenden«. Ihr Schein, ihr Heiligenschein hat den Freund – der mich verlassen hat, »er ist nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das seiner wartet« –, so lange ich ihn kannte, keinen Augenblick verlassen: »Und diese *schwerste* von allen Tugenden, o nie hat ihr Heiligenschein diesen Menschen verlassen, so lange ich ihn kannte auch nicht auf einen Augenblick«. Wie lange kannte ich den Freund, der mich verlassen hat? Liegt darin, daß er mich verlassen hat, nicht ein Zeichen mehr seiner Uneigennützigkeit, denn er folgte dem Ruf aus der Fremde, wo ein Amt seiner wartet, einem andern Ruf, nicht der eigenen Berufung, nicht der eigenen Erwartung, oder nicht? Und liegt darin, daß ich den Freund, der mich verlassen hat, den Uneigennützigkeit, so lange ich ihn kannte, scheint es, nie verlassen hat, nicht wieder kenne, nicht ein Zeichen auch meiner Uneigennützigkeit? Denn zeigte sich der Freund, der mich verlassen hat, mir erkenntlich, sich *als* mein Freund mir, läge darin nicht ein Zeichen seines wie meines Eigennutzes? Verlangt die Uneigennützigkeit nicht, so sie mich nie verlassen soll, weder mich noch den Freund zu kennen, wiederzuerkennen? Weder mir noch ihm mich erkenntlich zu zeigen? Wenn aber der beste, einzige Freund derjenige ist, den die *schwerste* aller Tugenden, *ganz* uneigennützig *immer*, *nie* verlassen hat, mit einem andern Wort *Selbstvergessenheit*, schließt diese Tugend nicht nur ein, daß der Freund den Freund, seinen Vorteil vergißt, sondern daß er *sich*, daß er den andern *als* einen, oder andern, und Freundschaft und Feindschaft, vergißt. Denn alle andere Haltung wöge zu leicht, bliebe von Eigennutz durchzogen. Uneigennützigkeit ist der Ruin der Freundschaft. Denn sie fordert nicht, *dem* Freund zu verzeihen, zu vergeben, zu vergessen, sondern *den* Freund. Und Freund und Feind *in eins*. Genau aus dem Grund aber kann Uneigennützigkeit weder gefordert noch gewollt werden, weder fordern noch wollen. Denn sobald sie sich, sobald ich sie will, will ich sie mir aneignen, zu eigen machen, in Dienst stellen: Uneigennützigkeit zum Eigennutz entstellen. Uneigennützigkeit, zur Tugend, nämlich zur *Eigenschaft* eines Menschen erklärt, wird *untragbar*. Deshalb ist sie die *schwerste* Tugend. Sie zerbricht. Wer Uneigennützigkeit will, und fordert, tragen und ertragen will, trifft und erhält und findet sie nicht. Einzige Bedingung der Möglichkeit, Uneigennützigkeit zu erreichen, ist: *sie*, und *sich*, zu vergessen. Und nicht nur sich, sondern den andern als anderes *Ich*. Nicht nur *sie*, Uneigennützigkeit, nicht, sondern *sich* nicht zu wollen. Kleists Fragen an ein *Du*, die Braut offensichtlich, vielleicht aber auch Fragen an *sich*, zielen auf diese uneinlösbare Forderung: das Fordern zu vergessen. Uneinlösbar, weil die Forderung, zu vergessen, zuvorderst fordert, die Forderung, *Vergiß!*, zu vergessen: »Bist Du wohl schon recht aufmerksam gewesen auf Dich u. auf andere? Weißt Du wohl, was es heißt, *ganz uneigennützig* sein? Und weißt Du auch wohl, was es heißt, es *immer*, und aus der *innersten* Seele und mit *Freudigkeit* es zu sein? – Ach, es ist

schwer – [...] Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit, zu Deinem Glücke versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, u. mich selbst, in seiner ganzen armseligen Blöße, u. der farbige Nebel verschwindet, u. alle die gefällig geworfnen Schleier sinken u. dem Herzen ekelst zuletzt vor dieser Nacktheit – O glücklich bist Du, wenn Du das nicht verstehst. Aber glaube mir, es ist *sehr schwer immer ganz uneigennützig* zu sein.« Die traurige Klarheit, zu jedem Wort den Sinn zu finden – aber ist das nicht die traurige, die umlaufende Wahrheit gemeinhin, über Sprache überhaupt? –, liegt darin, daß jedes Wort auf ein anderes verweist, durch es ersetzt, stellvertreten zu werden. Ist Einsicht in jenen Mechanismus, der Mittel in Zwecke, Zwecke in Mittel umschlagen läßt, jedes Wort zum Zweckmittel ab-, und Sprache überhaupt unters Diktat der *Metapher*, zum *Transportmittel* entstellt. In der Mittelbarkeit *unmittelbar*, in Sprache *als* Mittel den Zweck der Sprache gefaßt zu haben. In diesem Fassungsversuch aber, Zweck der Sprache sei ihre Auslegung zum Mittel, stoßen Zweck und Mittel *einander* vor den Kopf, kommt es zur Repulsion von Zweck und Mittel, einander *ekelhaft* nah, gehn beide aus der Fassung zum bedeutenden Wort für eine durchs Wort bedeutete Sache: bricht die Uneigennützigkeit, die Unbrauchbarkeit, oder *Indifferenz*, der Sprache an. Sie aber wird im Brief *gefordert*. Uneigennützigkeit fordert: *Grundlosigkeit* der Handlung, *Gedankenlosigkeit* der Miene, oder Gebärde, und *Sinnlosigkeit* des Worts. Sie verlangt, Handlung nicht *als* Handlung, Miene nicht *als* Miene, jegliches Wort nicht *als* Wort an-, sondern anders zu sehn. Dies dreifache *-los*, mit einem andern Wort die *Freiheit* – »Frei war seine Seele [...]« – noch von der Freiheit, *Freiheitslosigkeit*, ist das *Schwerste*. Das Leichteste: das Schwerste. Nichts zu tragen, das *Glück*, ist das Schwerste. Die Nacktheit aller Nacktheit *bloß* zu sehn. Alles Ledigen ledig: Entledigung ist die Figur der *Ehe*, die Kleist in diesem Brief *skizziert*. »[...] denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder seinen eignen Vortheil, gegen den Vortheil des Andern vergäße – denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige, herzliche Uneigennützigkeit *immer* herrschend wäre – O Du ahndest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst – [...]«. Glücklich ist jene Ehe, und Welt, die weder sich, im andern, in der andern Welt, noch das andere Ich, die andere Welt, an und für sich, an und für mich, *als* Ich, oder Welt, wiederkennt. Die, was erscheint, weder setzen noch ersetzen kann, sondern *entsetzt*. Das ist die Skizze des *Glücks*. Es ist der Versuch *geteilter* Entkenntlichung alles Erscheinenden. Die Erfahrung der Entkenntlichung der Welt, und *Wortwelt*, zu teilen: »Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe.« Ich sehe und kenne Dich wieder, an Dir einen Anhalt zu haben, zu sehn, was ich nie sah. Daß ich Dich wiedersehe, ist Anhalt, Dich nicht wiederzuerkennen. In Dir nicht

das Gefäß, dies oder jenes zu beinhalten, sondern in Dir das Zerschneiden des Gefäßes, der Fassungskraft, meiner Augen. Auch das Wiederlesen dieses Briefs, im Zeichen der Aufforderung zur Uneigennützigkeit, dient nicht, eines Inhalts, ein für alle Mal verwahrt, im wiederholten Lesen sich zu vergewissern, sondern – »O Du ahndest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst« – die Absicht dieser Zeilen, sie oft durchzulesen, liegt in der Entfaltung des *Absehens*. In dem, was in Worte – Gefäßen gleich – und zum Wort gefaßt da und vor Augen liegt, den Überfluß, das Überflüssige, den Überreichtum und die Fassungslosigkeit des Briefes, was die Augen übergehen macht – und den Willen, zu übersetzen, hemmt –, nicht zu ge-, sondern zu entwarren. Entwarren in jedem Wort.

Fünf Tage später schreibt Heinrich von Kleist an seine Schwester, Ulrike von Kleist. Berlin, den 5. Februar 1801: »[...] hier in der ganzen volkreichen Königsstadt ist auch nicht *ein* Mensch, der mir etwas Ähnliches von dem sein könnte, was Du mir bist. Nie denke ich anders an Dich, als mit Stolz u. Freude, denn Du bist die einzige, oder überhaupt der Einzige Mensch von dem ich sagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Interesse, ganz ohne eigne Absichten, kurz, daß er nur *mich selbst* liebt. Recht schmerzhaft ist es mir, daß ich nicht ein Gleiches von mir sagen kann, obgleich Du es gewiß weit mehr verdienst, als ich; denn Du hast zu viel für mich gethan, als daß meine Freundschaft, in welche sich schon die Dankbarkeit mischt, ganz rein sein könnte.«⁷ Ist das ein Brief, oder das Gespenst eines Briefs? Sind Briefe, einander, Gespenster? Suchen adressierte Worte, gespenstisch, einander heim? Gespenster Gespenster? Sind diese Zeilen nicht Doppelgänger jener Zeilen über *Brokes*, den *einzigsten* Menschen und *Freund*, im Brief an die Braut, fünf Tage zuvor geschrieben? »Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde *Brokes* reden, von dem mein Herz ganz voll ist – Er hat mich verlassen, [...] – – und mit ihm habe ich den *einzigsten* Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein *Freund* war, den *einzigsten*, den ich recht *wahrhaft* ehrte u. liebte, den *einzigsten*, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den *einzigsten*, dem ich es ganz geöffnet hatte u. der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. [...] Ich will von seinem Wesen nur noch das ganz charakteristische herausheben – das war seine *Uneigennützigkeit*. [...] Immer von seiner liebenden Seele geführt, wählte er in jedem streitenden Falle *nie sein eignes, immer das fremde* Interesse«. In den vollständigsten Ausgaben der Briefe Heinrich von Kleists folgt der Brief an die Schwester dem Brief an die Braut *unmittelbar*. Niemand weiß, ob, und wie viele Briefe Kleist in den fünf Tagen zwischen beiden Briefen aufgesetzt, verworfen, verfaßt, gefaltet, gesiegelt und versandt, wie viele

7. BKA IV/1, 481-493.

er, und von wem, erhalten, erbrochen, entfaltet, überflogen oder Wort für Wort, Zeile für Zeile, einmal oder wiederholt durchgelesen, gesam-melt oder zerrissen, verbrannt, verlegt, vergessen hat. Niemand auch, aus welchen Gräbern das Echo der verschollenen, gesetzt es gab sie, wiederkehren könnte. Niemand aber auch, wie viele Wörter, Wortreste, -fetzen, zwischen den publizierten Wörtern unter Kleists Hand verwor-fen wurden und verloren gingen. Und niemand, wie viele Worte, Wort-bruchstücke Kleist *in* jedem Wort der wiedergefundenen und publizier-ten Briefe versiegelt, erbrochen, verwahrt oder vergessen hat. Die »*schwerste* von allen Tugenden«, Uneigennützigkeit, die im Brief an die Braut den *einzigsten Freund*, Brokes, auszeichnet, wird fünf Tage später, *exklusiv*, der Schwester zugeschrieben: »Du bist die einzige, oder über-haupt der Einzige Mensch von dem ich sagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Interesse, ganz ohne eigne Absichten, kurz, daß er nur *mich selbst* liebt.« Die *schwerste* Tugend mutiert in diesem Brief zur *Schwestertugend*. Was aber, im Vergleich beider Briefe, Verrat an *allen*, am einzigen Freund Brokes, an der Braut, an der Schwester und noch *an sich selbst*, Lüge und Vertrauensbruch scheint, steht – vielleicht – weiterhin unterm Diktat der *schwersten* Tugend, von der es im Brief an die Braut hieß: »Laß uns dem Beispiel jenes vortrefflichsten der Men-schen folgen – [...] Verachte nun immer Deinen eignen Vortheil, er sei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schwestern, gegen Freunde, gegen Bekannte, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle«. Die Verachtung des eignen Vorteils schließt aber die *Brechung* der Aus-zeichnung *aller*, seien das Schwestern, Freunde, Fremde, Bekannte und Diener, *mich eingeschlossen*, zu uneigennützigem ein. Denn ändern, mich eingeschlossen, Uneigennützigkeit zuzuschreiben, ist Anzeichen von Eigennutz an dem, der die Auszeichnung vornimmt. Die Verach-tung des eignen Vorteils schließt, weiterhin, die *Brechung* der Auszeich-nung *aller* zu Schwestern, Freunden, Fremden, Bekannten oder Die-nern, zu *Ich* und *Du*, ein. Die Brechung sogenannte natürlicher und genealogischer, wie sogenannte geknüpfter und freiwilliger Bindungen und Bande. Nicht zuletzt zwischen *mir* und *mir*, zum *Ich*. Zum *Ich als* Bruder, Schwester, Liebender, Geliebter, Freund, Feind, Unbekannter und Bekannter, Mann, Frau, Kind und Enkel. In einem Brief an Ernst von Pfuel, geschrieben vier Jahre später, am 7. Januar 1805 in Berlin, heißt es: »[...] sei du die Frau mir, die Kinder, und die Enkel!«⁸ *Und so weiter*. Denn all diese Auslegungen, gefaßt zu Eindeutungen und Ver-eindeutigungen, zur Vereigentlichung des andern in seinen eigentli-chen, und seis eigentlich provisorischen Stand und Umriß, zeichnet der Wille zum Eigenen, zur Aneignung des andern, zum Nutzen, und zur Eigentlichkeit semantischer Bestimmung aus. Sie werden unterhalten

von der Auslegung der Sprache zum Eigen- oder eigentlichen Fremdtum, dem Flechten und Brechen von Bindungen zu Nutz. Genau diese Fassung der Sprache aber gebricht, von *Brockes* her, nicht nur im Brief an die Braut, sondern, zumal, im Brief an die Schwester. *Schwerste* Tugend und *Schwesertugend* lösen einander nicht ab, sondern *schwerste* und *Schwester* unterbrechen, einander zu nah, *einander*. Das einzige Mittel zur Mitteilung, das wir besitzen, die Sprache, gibt nur *zerrissene Bruchstücke*: »Ach, Du weißt nicht, wie es in meinem Innersten aussieht. Aber es interessirt Dich doch –? O gewiß! Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, u. wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht mahlen u. was sie uns giebt sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht *Alles* zeigen kann, nicht *kann*, u. daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden. Indessen: auf diese Gefahr will ich es bei Dir wagen u. Dir so gut ich kann, in zerrissenen Gedanken mittheilen, was Interesse für Dich haben könnte.«

Was im Brief an die Braut *Brockes*, den Freund, zum *einzigsten* auszeichnet, zum »einzigsten dem ich (das Herz) ganz geöffnet hatte u. der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte«, begleitet im Brief an die Schwester *eine Empfindung, wie ein Grauen*. Was jener Brief allein *Brockes* uneingeschränkt zugestand – »Niemand versteht mich ganz, Niemand *kann* mich ganz verstehen, als *er*« –, erklärt dieser Brief für unmöglich: »[...] Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht *Alles* zeigen kann, nicht *kann*, u. daher fürchten muß, aus den Bruchstücken falsch verstanden zu werden«. Noch *Brockes*, der selbst die geheimsten Falten meines Herzens, das ich ihm ganz geöffnet hatte, *kannte*, konnte nur *Bruchstücke* kennen. Die Wendung »seine geheimsten Falten« deutet das, *ex post*, an. Denn der Akzent liegt, scheint es, nicht sowohl auf dem entfalteten Geheimnis, als auf den unentfaltbaren Falten, Bruchlinien, die *alles* bergen, was ich nicht zeigen *kann*. Was mich – *Kleist* – mir verschließt. Was mich, *Kleist*, auf dem Weg zu mir, mich mit mir zum *Ich*, zu mir *selbst* zusammenzuschließen, innigst zu vermählen, aufhält. Zerstreut. *Mich*, und *Dich*, und *und*, zu Bruchstücken präzisiert. Die Befürchtung, (falsch) verstanden zu werden, kann nicht ausgeschlossen werden, weil unbekannt bleibt, *Brüche* welcher, ja ob überhaupt *etwelcher*, *Ganzheit* die Bruchstücke sind. Die Empfindung *wie ein Grauen* liegt darin, daß die Befürchtung vielleicht *gegenstandslos* ist. Zweideutigkeit der Bruchstücke, des Wortes *Bruchstück*. Die Bruchstücke sind nicht Scherben eines vormals, oder einsthin, Gan-

zen, sondern *zerrissene*. So sehr sie den Schein möglicher Restitution einer Ganzheit verbreiten, so sehr bleiben die Bruchstücke Stücke, die zu Bruch gehn können. Nicht sowohl zerrissen und zerbrochen *sind* die Stücke, sondern die zerbrochenen *bleiben*: zerbrechlich. Die zerrissenen Bruchstücke zerbrechen den Schematismus von Teil und Ganzem, die Fassung der Sprache zum *Haus*, und zur Ökonomie, in eins aber die Ausrichtung, Orient und Okzident, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihrer Auslegung. Die Sprache, das einzige Mittel der Mitteilung, das wir besitzen, das uns eignet, taugt nicht zur Mitteilung. Die Sprache teilt nicht, ungebrochen, *mit*. Sie sichelt *Kommunikation* und *Korrespondenz*, Brieffreundschaft und Freundschaft, die sie stiftet. Sie verspricht nicht nur, sondern zerbricht, was ich mir durch sie verspreche: Mitteilung. Die Sprache, einziges Mittel der Mitteilung, das wir besitzen, ist unbrauchbar, unnütz, und *uneigennützig*. Sie ist das linguistische Äquivalent der *schwersten* Tugend. Des einzigen Freundes. *Brockes*.

Was der Brief an die Braut, auf den einzigen Freund, *Brockes*, bezogen, zum unnachahmlichen unübertroffenen Vorbild erhebt, »dem Beispiel jenes vortrefflichsten der Menschen (zu) folgen«, die schwerste aller Tugenden, *Uneigennützigkeit* anzustreben, entdeckt der Brief an die Schwester, sozusagen unter der untersten Stufe der Werteskala, von einer Empfindung *wie ein Grauen* begleitet, als innersten Aufriß der *Sprache*. Die Zerbrechlichkeit der Bruchstücke, die sie »uns giebt«. Die Verlassenheit von ihr, die das einzige Mittel zur Mitteilung ist, das wir besitzen. Extreme aber berühren *einander*. Der Verlassenheit vom einzigen Besitz: *Bruchstücken*, entspricht der einzige Freund, der mich verlassen hat: *Brockes*. Der *schwersten* Tugend, *Uneigennützigkeit*, des unübertroffenen einzigen Freundes, entspricht das ununterbindbare Grauen, die Erschütterung im Innewerden der *Uneigennützigkeit* – buchstäblicher genommen –, *Unbrauchbarkeit* des einzigen Besitzes: Sprache. Die Sprache zeichnet, aus der Nähe zueinander von *Brockes* und *Bruchstück*, die Silhouette der einzigen Freundin. Als entdeckte Kleist im Revers des Willens zum einzigen Freund, zur einzigen Freundin, zur Freundschaft und *Brieffreundschaft*, den Einsatz der Sprache. Als holte den Schreibenden, der die Uneinholbarkeit der Uneigennützigkeit, dem einzigen Freund zugesprochen, gesteht, in diesem Augenblick die Uneigennützigkeit des einzigen Besitzes, Sprache ein: die Sprache des Gegenstandnisses präzisiert das Geständnis zum *gebrochenen*, das gebrochne aber zum zerbrechlichen.

Fast zwei Monate später, vom 22. März 1801, datiert der nächsterhaltene Brief, wieder an die Braut gerichtet. Es ist der sogenannte *Kantkrisenbrief*. Bevor Kleist in ihm auf jene kürzliche Bekanntschaft »mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie« zu sprechen kommt, der Braut »daraus einen Gedanken mit(zu)theilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so schmerzhaft erschüttern wird, als mich«, kommt Kleist auf *Brockes* zurück: »Ich wünsche Dir aus meinem

Herzen Glück zu Deinem weiblichen Brokes.«⁹ Der Satz schreibt, an-satzweise, eine *Antonomasie*: der Eigenname *Brokes* ist auf dem Sprung, den Freund, das Wort *Freund*, zu ersetzen. Jede Freundin, jeder Freund, ist *Brokes*. Ist, anders wiederholt, von dem gezeichnet, was nicht nur den *einzigsten Freund*, sondern den *einzigsten Besitz* zumal, die Sprache aus-, und ihren Aufriß auseinanderzeichnet: *Uneigennützigkeit*. Die Antonomasie setzt den Besitz des Eigensten, den *Eigennamen* aufs Spiel. Setzt auch ihn jener *Uneigennützigkeit*: das Wort, das *als* Eigenname gilt, ununterbindbar Brüchen aus. Sie präzisiert den Eigennamen, von Brechungen durchzogen, zum schwersten Wort: zum *untragbaren*. Und genauer, vom unbrauchbaren, zum Wort unverwahrbaren Eigennamen – *Brokes* – her, jedes Wort der Sprache zum zerrissenen – rissigen – Bruchstück. *Brokes*, zum Eigennamen wie zum Wort unverwahrbar, nennt, gebrochen, die Sprache: »was sie uns giebt sind nur zerrissene Bruchstücke«. Die Sprache, *sich* fremd, ist die einzige Freundin, weil unverwahrbar zur Sprache *selbst*. Sprache ist selbstlos. Die Sprache: die Freundin. *Philo-logie*.

Der Impuls, von dem dieser Brief aber ausgelöst und getragen wird, der zur Mitteilung eines Gedankens aus der »neueren sogenannten Kantischen Philosophie« an die Braut führt, ist *ein* Gedanke aus dem Brief der Braut – »Ich kann aber nur *einen* Gedanken herausheben« –, der Kleist der liebste ist. Es ist der Gedanke, so zu sagen, der *Mitteilung*. Er kreuzt die Stelle zur Mitteilung, zum einzigen Mittel zur Mitteilung, das wir besitzen, Sprache, die nur zerrissene Bruchstücke gibt, im Brief an die Schwester. Kleist zitiert im Brief an die Braut diesen *einen* Gedanken, »der mir der liebste ist«, aus dem Brief der Braut: »Du schreibst: ›Wie sieht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viele Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, u. ich möchte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen.« Und Kleist kommentiert: »Liebe Wilhelmine, ich erkenne an diesen fünf Zeilen mehr als an irgend etwas, daß Du wahrhaft meine Freundinn bist. Nur unsre äußern Schicksale interessiren die Menschen, die innern nur den Freund.« Die fünf Zeilen lassen erkennen, daß wahrhaft eine Freundin, ein Freund sie schreibt. Ein *weiblicher Brokes*. Denn die Zeilen handeln von nichts als von der Mitteilung des Eigenen und Eigensten, zuinnerst. Sie handeln, nicht nur in Kleists Augen, von nichts, als von dem einzigen Besitz, den wir teilen, von Sprache und von der Zerbrechlichkeit der Mitteilung. Sie schreiben das Wort *mitteilen* zusammen – »wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher« –, und auseinander: »ich möchte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen«. Und zielen, *dergestalt*, genau auf jenen Hauptgedanken des Briefes an die Schwester: »[...] gern

möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, u. wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieses, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, das wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht mahlen u. was sie uns giebt sind nur zerrissene Bruchstücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich jemandem mein Innerstes aufdecken soll; nicht eben weil es sich vor der Blöße scheut, aber weil ich ihm nicht *Alles* zeigen kann, nicht *kann* [...]«. *Kannkrise*. Die zitierten Zeilen aus dem Brief der Braut im Brief an die Braut treffen, ohne zu zielen, das Innwerden, unter Erschütterungen, der *Uneigennützigkeit* der Sprache, im Brief an die Schwester. Wie aber den Hauptgedanken mittheilen, mit Dir teilen, wenn er genau dies betrifft, daß das einzige Mittel zur Mitteilung, das wir besitzen, zur Mitteilung nicht taugt? Zu gleich aber zeichnet dies Paradox die Silhouette der Freundin, des Freundes. Das schüttre Emblem der Antonomasie: *Brockes*. Der Freundschaft und *Brieffreundschaft*. Denn einzig dies, die Unbrauchbar- und Unverwertbarkeit der Sprache zur Mitteilung ist es wert, Freunden, die wahrhaft Freunde, nämlich uneigennützig sind, mitgeteilt zu werden. Wahrhafte Freunde teilen genau dies: die Uneigennützigkeit, Untauglichkeit der Mitteilung. Die Unverwahrbarkeit zum Eigentum, des einen oder andern, des ein oder andern Briefs. Sie teilen weder *nichts* noch *alles* mit, sondern Bruchstücke, gebrochene, zerbrechliche Worte. *Broken words*. Zum Beispiel *alles* und *nichts*. Das uneigennützige Wort – und jedes Wort, auch dies, ist uneigennützig – bricht, was es spricht, und verspricht. Die Version der Erschütterung des Briefes an die Schwester, daß Sprache, das einzige Mittel zur Mitteilung, das wir besitzen, zur Mitteilung nicht taugt, verdichtet der Brief an die Braut, der erkennt, »daß Du wahrhaft meine Freundinn bist«, zur Mitteilung eines Gedankens aus der »neueren sogenannten Kantischen Philosophie«, der die mögliche Unmöglichkeit betrifft, Wahrheit *wahrhaft* nicht nur zu nennen, sondern zu kennen und kennen zu können: »Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, *sind* grün – und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so *ist* die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr – u. alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich –«. Das erschütternde Innwerden möglicher Unmöglichkeit *wahrhafter* Wahrheit scheint mit der Auszeichnung der Braut, »ich erkenne [...], daß Du *wahrhaft* meine Freundinn bist«, zu kollabieren. Aber nur dem Blick, der unerschütterlich am Schein, grünlicht, der Evidenz festzuhalten strebt. Denn die Bekanntschaft »mit der

neueren sogenannten Kantischen Philosophie«, in dem Gedanken vom Zerschneiden des Glaubens an Wahrheit *wahrhaftig*, und genauer, an die Fassung der Wahrheit zur *Versammlung* – »die Wahrheit, die wir hier sammeln« –, zur zusammen- und ablesbaren, und zum *Eigentum* – »ein Eigentum [...], das uns auch in das Grab folgt« –, ist einmal mehr Begegnung mit *Uneigennützigkeit*, buchstäblicher genommen. Mit der Sprachlichkeit, nämlich nicht nur der Zerrissenheit und Bruchstückhaftigkeit, sondern noch der *Zerbrechlichkeit* der Wortbruchstücke, -fetzen. Die Erkenntnis, »daß Du wahrhaft meine Freundin bist«, ist keine andere, nicht weniger erschütternd, als das Innwerden, »daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist«, daß Wahrheit *wahrhaft* nicht zu haben ist. Wahrhaftig: Wahrheit ist nicht zu haben, zur Habe, zum Besitz und Eigentum, »das uns auch in das Grab folgt«, uneindeutbar. Diese Formulierung, auf dem Sprung zur Wahrheit über die Wahrheit, die Wahrheit über die Wahrheit zu *sagen*, gerinnt aber nicht zum Besitz. Die Erschütterung greift tiefer, als die kürzliche Bekanntschaft »mit der neueren sogenannten Kantischen Philosophie«. Sie betrifft, der Brief an die Schwester unterstreicht das, das *nennende* Erkennen, das undurchsichtige Erkennen der Unverwahrbarkeit des Nennens im Hinblick auf Genanntes, zum Mittel für Zwecke: das Genannte zum Bekannten, das Bekannte zum Erkennbaren und Erkannten festgestellt zu haben. Sie betrifft die *Sprachlichkeit* der Philosophie: *Philologie*, aber uneinsammelbar zur *-logie*, zum *Logos*, zur *Versammlung*. Denn das einzige Mittel zur Mitteilung in unserem Besitz, unser einziger Besitz, Sprache taugt, zweck- und mittellos, zur Mitteilung nicht, *bricht*. Unfaßbar zur *eigenen*, dem ein oder andern Zweck zu *nutz*. Un[...]eigen[...]nutz. Im wiederholen, wiederholt *abweichenden* Lesen, das den Willen zur Versammlung auslöst, aber streut, geht nicht nur der Wille zum Besitz, zur Versammlung, zum Eigentum und -nutz verloren, sondern wird das Wort, *bei aller Verfügbarkeit*, unverfügbar zum Wort, *bei aller Erkenntlichkeit*, unkenntlich: *Freund: Brokes*. Jener eigentümlichen Freude nah, die den Brief an die Braut, am 31. Januar 1801, weniger siegelt als entwarht: »Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe.« Dieser Satz schreibt Kleists bündigste, brüchigste Fassung der *Philo:logie*.

Auf den Mai des Folgejahres, 1802, datieren die *Lebenstafeln* der Kleistforschung den endgültigen Bruch mit Wilhelmine von Zenge. (Genau das *Mit* des Bruches aber stand im Brief an die Schwester, stand in den Briefen an die Braut, zur Diskussion.) In den selben Zeitraum fallen die ersten Entwürfe zum *Zerbrochnen Krug*. Drei Jahre später stellt Kleist den *Zerbrochnen Krug* provisorisch fertig, und sieht die einstige Braut wieder, jetzt Frau Professor Krug, der Nachfolger Kants in Königsberg geworden war: *Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe*. So wandern in den Titel des Lustspiels nicht nur *Brokes* und die Braut, sondern – wie gebrochen

immer – auch der sogenannte *Kantkrisenbrief* und das Innwerden der Bruchstückhaftigkeit des einzigen Besitzes, *Sprache*, ein. *Der zerbrochene Krug* verdichtet die Konstellation der drei Briefe 1801 – Ende Januar an die Braut, Anfang Februar an die Schwester, Ende März an die Braut –, zwischen *Brokes ... Freund ... Uneigennützigkeit ... Sprache*, zum Vexierbild, aus dem Kleists Schreiben und Lesen anbricht: die *Affirmation* der im Brief an die Schwester beschriebenen Unverfügbarkeit der einzig verfügbaren *Sprache* zum Mittel der Mitteilung, durch eigentümliches, eigentümlich zurückhaltendes Ineinanderwenden dessen, was die Briefe zur *schwersten* Tugend auszeichnen und einzig dem Freund, dem einzigen Freund zuschreiben – *Uneigennützigkeit* –, und dessen, was der Brief an die Schwester die Unverwahrbarkeit zum Besitz des einzigen Besitzes – *Sprache* – nennt.

*

Die *unzweideutigste* Spur, vielleicht, jener *Affirmation* des einzigen, einzig: zerbrechlichen Besitzes, *Sprache*, durch seine Auszeichnung, unter der Hand, von der *schwersten* Tugend – *Uneigennützigkeit* – her, zur linguistischen *Entsprechung* der Freundschaft – denn Freundschaft ist nichts anderes als *Entsprechung* –, findet sich auf dem Vorsatzblatt eines Exemplars von Moses Mendelssohns *Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele*, für Adolfine von Werdeck, vermutlich um 1795, das Kleist mit folgender Widmung versieht: »Wo die Nebel des Trübsinns grauen / flieht die Theilnahme und das Mitgefühl. / Der Kummer steht einsam und ver- / mieden von allen Glücklichen wie ein gefallener Günstling. / Nur die Freundschaft lächelt ihm. Denn / die Freundschaft ist wahr, und kühn, und / *unzweideutig*. –«¹⁰ Die Freundschaft ist, um das zu un-
verstreichen, nicht *eindeutig*, sondern, die Widmung unterstreicht das,

10. Helmut Sembdner (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, München 1984, Bd. 1, 45. – Datierung und Orthographie der Widmung, an dieser Stelle, folgen der Vermutung und diplomatischen Umschrift bei Hermann F. Weiß/Stefan Ormanns: »Wiederaufgetauchte Kleist-Autographen«, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung*, Frankfurt an der Oder 1992, Bd. 6, 64. – Auf die Unzweideutigkeit, in bezug auf »das Gedächtnis meiner Freunde«, kommt ein Brief Kleists, im Oktober 1807, an Adolfine von Werdeck, zurück: »Ich bin, was das Gedächtnis meiner Freunde anbetrifft, mit einer ewigen Jugend begabt, und dies seltsame Bewußtsein ist allein Schuld an der Unart, nicht zu schreiben. Eben weil alles, über alle Zweideutigkeit hinaus, so *ist*, wie es sein *soll*, glaube ich mich der Verpflichtung überhoben, es zu sagen. Die verschiedenen Momente in der Zeit, da mir ein Freund erscheint, kann ich so zusammenknüpfen, daß sie wie *ein Leben* aussehen, und die fremden Zeiträume, die zwischen ihnen sind, ganz verschwinden.« Sembdner, *Heinrich von Kleist*, Bd. 2, 795.

unzweideutig. Sie ist weder ein-, noch zweideutig. Darin liegt die Wahrheit und Kühnheit dieser Formulierung. Das unterstrichene Wort wirft nicht nur das Echo der *Uneigennützigkeit*, sondern eines *Beispiels* im ersten der drei Gespräche, die Mendelssohns Buch komponieren. An einer Stelle, die die sprachliche *Entsprechung* der Unzweideutigkeit anschneidet. Sie sucht, im Dialog zwischen Sokrates und Cebes, Stetig- und Unstetigkeit eines Worts, hier eines Eigennamens, streng voneinander zu scheiden:

»Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken, versetzte *Sokrates*, [...].

Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben, sondern, so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die aneinander hängende Reihe der Abänderungen, die da gewesen sind. Nun überlege, *Cebes*! findet man in der Zeit zween Augenblicke, die sich einander die nächsten sind?

Noch begreife ich nicht, sprach *Cebes*, was du sagen willst. –

Ein Beyspiel wird dir meine Gedanken deutlicher machen. Indem ich das Wort *Cebes* ausspreche, folgen hier nicht zwe Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzu-treffen ist?

Richtig!

Diese beyden Sylben also sind sich einander die nächsten.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den wir mit dem Worte verbinden, giebt es hier auch zwey Stücke, die sich einander die nächsten sind?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht; denn die Theile dieses Begriffs sind unzertrennlich, und machen ein steti-ges Ganzes aus; da hingegen die Sylben zertrennlich sind, und in einer unstätigen Reihe aufeinander folgen.

Dieses ist vollkommen deutlich.

Ich frage also von der Zeit: Ist sie mit dem ausgesprochenen Worte, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stätigen, oder unstätigen Ordnung auf einander?

In einer stätigen, erwiederte *Cebes*.

[...]

Es giebt also keine zwey Augenblicke, die sich einander die nächsten sind?

Nein, sprach *Cebes*.

Und da die Veränderungen mit der Zeit in gleichen Schritten fortgehen, auch nicht zwe Zustände, die sich einander die nächsten sind?

Es scheint also.

Unsern Sinnen kömmt es freylich so vor, als wenn die Veränderungen ruckweise geschä-hen; allein in der Wirklichkeit ist die Folge der Veränderungen stätig; und man mag zween Zustand so dicht aneinander setzen, als man will: so giebt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt.

Ich begreife dieses alles sehr wohl, sprach *Cebes*.

Meine Freunde! rief *Sokrates*, itzt ist es Zeit [...].«¹¹

Was Cebes nicht begreift, ist der vorausgeschickte Satz des Sokrates, der den Begriff der Stetigkeit der Zeit, und genauer, den Begriff der Stetigkeit des Begriffs darlegt. Cebes' Nichtbegreifen des Begriffs in seiner Stetigkeit präzisiert aber die Stetigkeit des Begriffs zur zerbrechlichen, zum Diskontinuum, zur unstetigen. Und das vorausgeschickte Eingeständnis, im Satz, des Sokrates zum *brüchigen* Axiom: Begriffe *seien* stetig. Das Nichtbegreifen sucht Sokrates, zum *Nochnichtbegreifen* dekliniert, durch ein Beispiel in ein Begriffenhaben überführt zu haben. Nicht ohne Erfolg, so scheint es: »Ich begreife dieses alles sehr wohl, sprach Cebes.« Das Beispiel aber führt weniger, stetig, das Nochnichtbegreifen des Begriffs ins Schonbegriffenhaben des Begriffes über, als daß es, den Willen zur Stetigkeit erschütternd, die Bedingung der Möglichkeit des Nichtbegreifens, jene Zäsur, den nichtbegreifenden Freund, den unbegreiflichen, vor Augen führt. Das Beispiel ist Cebes, der Freund. Das Wort *Cebes*. Es trennt den Freund, den Eigennamen, auf. Sokrates spannt den Freund, *Cebes*, auf die Folter – der Vivisektion –. Dem Begriffsstutzigen den Begriff begreiflich zu machen. Schneidet das Wort in Silben auseinander. Die Zerlegbarkeit des Wortes in Silben veranschaulicht die Unstetigkeit zwischen *Ce* und *bes*, nicht weniger als zwischen *a*, *b*, und *c*. Der Begriff, da hingegen, »den wir mit dem Worte verbinden«, soll stetig sein. Das Wort – unstetig, der Begriff, »den wir mit dem Worte verbinden«, – stetig. Darin, wie das Wort *verbinden* auf dem Sprung in seine Fassung zur behaupteten Stetigkeit zwischen Stetigkeit und Unstetigkeit *bricht*, genau darin bricht Kleists Auszeichnung der Freundschaft, und Sprache, zur *unzweideutigen* an. Die Stetigkeit des Begriffs, der dem Wort zwar verbunden, von Unstetigkeit aber *verbindlich* *geschieden* sein soll, ist versprochen. Das -sprechen aber bricht. Die Stetigkeit bleibt beispiellos, unsichtbar, aus. Sie bleibt, nicht anders als der Begriff, nicht anders als das Wort *Begriff*: *Wort*. Das Wort aber uneindeutbar zum Wort. Nicht sowohl zwischen Un- und -stetigkeit, Identität und Differenz, klafft eine Lücke, sondern das Beispiel führt, erschütternder, Differenz in den Aufriß der Identität (der Zeit mit sich aus Augenblicken) ein. Und Unstetigkeit, nämlich Unzweideutigkeit, noch in die *Differenz*. *Unstetigkeit*, Bedingung der Möglichkeit, aber Unmöglichkeit des Begriffs (der Zeit), bleibt *schwer* – von Begriff. Sie ist die mathematische *Entsprechung* der *schwersten* Tugend. *Uneigennützigkeit*. Das Beispiel ist, »dir meine Gedanken deutlicher (zu) machen«,

11. Moses Mendelssohn: »Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen«, Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1767, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1972, Bd. 3/1, 64–65.

unumgebar, aber uneindeutbar zum Mittel für Zwecke. Es ruiniert die Absicht, der es dienen soll. Ist unbrauchbar und nutzlos. Genau aus dem Grund aber: *unzweideutig*, kühn und wahr.

Die Unzweideutigkeit der Freundschaft zeichnet auch die Widmung genauer. Nicht nur, daß sie in der Flucht von *Teilnahme* und *Mitgefühl* im Augenblick des *Grauens* den Glauben an die Stetigkeit und Beständigkeit des einzigen Besitzes, *Sprache*, und seine Fassung zum Mittel der *Mitteilung* erschüttert, sondern sie lächelt einem zutiefst oder -höchst zweideutigen Satz, den die Glücklichen, *in ihm*, die auf Eindeutigkeit pochen, wie die Pest zu meiden suchen. Umsonst allerdings, denn sie sind von dem, was sie meiden, in diesem Satz umgeben: »Der Kummer steht einsam und vermieden von allen Glücklichen wie ein gefallener Günstling.« Wie *steht* der Kummer, wenn er wie ein *gefallener* Günstling steht? Dies *Ineinander*, von *Stand* und *Fall*, ist das Geheimnis, offenbar, der Unzweideutigkeit. Unzweideutigkeit ist die Pest des Willens zur Eindeutigkeit.

*

Die letzten erhaltenen, über den Tod von Absender und Adressat hinaus erhaltenen, Briefe Heinrich von Kleists, an Marie von Kleist, auf den 19. November 1811 und auf den »Morgen meines Todes« datiert, präzisieren die irritierende Unzweideutigkeit der Freundschaft *in diesem Augenblick des Todes*. Den beiden Briefen an Marie von Kleist ist ein am 17. September 1811, zwei Monate zuvor geschriebener an die selbe Adressatin zuzuzählen. Dieser Brief, an »meine teuerste Freundin«, nimmt, als notiere er Marginalien in den Rand der angeführten Seite aus Mendelssohns *Phaedon*, die Sokrates, im Angesicht des Todes, mit den Freunden im Gespräch über die Zeit begriffen schildert, deren behauptete Stetigkeit ein Beispiel, die Diskussion des Eigennamens, ruiniert –; dieser Brief nimmt die Diskussion der Zeit, im Hinblick auf die Freundschaft, diesmal aber, genauer, unter Einschluß des Todes, wieder auf: »Mehrere Male, wenn ich auf den Gedanken geriet, daß Sie vielleicht einen Brief von mir erwarteten, hatte ich die Feder ergriffen, um Ihnen zu schreiben; aber die gänzliche Unfähigkeit, mich anders, als durch die Zukunft auszusprechen, machte sie mir immer wieder aus den Händen fallen. Denn die Entwicklung der Zeit und der Anteil, den ich daran nehmen werde, ist das einzige, was mich wegen der Vergangenheit mit Ihnen versöhnen kann; erst wenn ich tot sein werde, kann ich mir denken, daß Sie mit dem vollen Gefühl der Freundschaft zu mir zurückkehren werden. [...] Ich würde Ihnen den Tod wünschen, wenn

Sie zu sterben brauchten, um glücklich zu werden [...].¹² Das volle Gefühl der Freundschaft ist Unzweideutigkeit. Mit einem andern Wort, *Uneigennützigkeit*. Gehemmt wird es durch den Gedanken, auf den ich mehreremal geriet, »daß Sie vielleicht einen Brief von mir erwarteten«. Denn die *schwerste* Tugend ist erwartungslos. Was den Vorsatz, zu schreiben, unterbricht, ist »die gänzliche Unfähigkeit, mich anders, als durch die Zukunft auszusprechen«. Das Aussprechen und *Sich*aussprechen durch die Zukunft, nichts außerdem, ist der Ruin jener Stetigkeit der Zeit, die Mendelssohns *Sokrates*, im Angesicht des Todes, zu behaupten sucht. Die unbedingte Zukunft ist der Ruin der Zeit, aus *Gegenwarten*, oder *Itztpunkten*, zur stetig veränderlichen komponiert. *Zukunft*, an dieser Stelle, ist eine andere Entsprechung der Unstetigkeit. Das Sprechen durch die Zukunft ist unausrichtbar auf Erwartungen, auf Wartende, auf *Gegenwarten*. Die Zukunft, durch die ich mich aus-, -spreche, ist weder *Medium* noch *Modus* des Sprechens, sondern *immodal*: erwartungslos, unzweideutig, brüchig. Sie unterbricht, und bricht. Uneindeutbar zum Begriff und Inbegriff der Sprache, oder Zeit. Es ist, mit einem andern Wort, das Aussprechen des Todes. Das Aus-, nämlich Auseinandersprechen, -brechen, *ritardando*, des Todes. *Ammortisation* der Zeit. Von *Sein und Zeit*. Der einzige, unzweideutige unausrichtbare Imperativ der Freundschaft ist: *Stirb!* Es ist der *sterbliche* Imperativ. Er *birst*. Es ist weniger der Tod, den ich Ihnen wünsche, »wenn Sie zu sterben brauchten, um glücklich zu werden«, als die *Sterblichkeit* des Wünschens, die im Aus-, -einandersprechen durch die Zukunft, im Splittern der *Gegenwarten*, anbricht. Weniger, was gesagt und ausgesagt wird, als wie jegliches Sprechen, zum *Sich*aus-, -auseinandersprechen durch die Zukunft präzisiert, gebricht. Nicht Inversion prophetischen Sprechens, mithin Offenbarung, ist das Aussprechen durch die Zukunft, sondern Unterbrechung beider Tendenzen. Im Zersprechen der *Deixis*, von Prophetie und Offenbarung, bricht die Unvermeidbarkeit des Glücks, das Innwerden der Sterblichkeit, nämlich unumgehrbarer Uneindeutbarkeit des einzigen Besitzes, *Sprache*, zum Besitz an. Die Anteilnahme des Schreibenden an der Entwicklung der Zeit ist weniger *Anteilnahme*, der Zeit und ihrer Entwicklung anzugehören, als *Anteilnahme*: Unterbrechung, nämlich *Entwicklung* des Scheins ihrer Kontinuität, im Aus-, -einander-, -sprechen des Todes. »[...] erst wenn ich tot sein werde, kann ich mir denken, daß Sie mit dem vollen Gefühl der Freundschaft zu mir zurückkehren werden.« Erst, und nur, das Innwerden des Sprechens als *Entwicklung*, des Scheins vergangenen, der Erinnerung oder dem Vergessen anheimgefallenen Sprechens, festgestellt zum ein für alle Mal Gesagten, *Analysis* des Scheins der Ausgesagt- und Festgestellttheit zu *arché* und *Telos* jeglichen Sprechens; erst

12. Sembdner, *Heinrich von Kleist*, Bd. 2, 877-878.

das Innewerden eigentümlicher *Verjüngung* der Vergangenheit, der Zukunft, nämlich *Unkenntlichkeit* in dem, was zurückzuliegen, *archiviert* scheint, löst – *kann ich mir denken* – die Rückkehr des vollen Gefühls der Freundschaft, *Unzweideutigkeit* aus. »[...] zu mir zurückkehren [...]«: nicht, in mir, im *Ich* eine gegenwärtige, und seis künftighin gegenwärtige, in der Zukunft wartende prästabilisierte Instanz wiederzufinden und wiederzuerkennen, sondern die Wendung nennt, im Augenblick, da ich Dich wiederzuerkennen scheine, aus dem Wiedererscheidenden her den Anriß der Erinnerung an eine unvordenkliche *Amnesie*, in mir, der ich Dich kaum, in Dir mich kaum, wiedererkenne. Den Einbruch dessen in den Augenblick, was die Zeilen dieses Briefes *Zukunft* nennen. Anders wiederholt, mit einem Wort der beiden letzten erhaltenen Briefe an Marie von Kleist, am 19. November 1811, und am Morgen des Todes: *Unhintergebarkeit*.

Im ersten der beiden Briefe, »mitten in dem Triumphgesang, den meine Seele in diesem Augenblick des Todes anstimmt«, durch jene Zukunft ausgesprochen, von der jegliches Sprechen, dem *Entkennen* ausgesetzt, *unzweideutig* zeugt, heißt es: »Ja, es ist wahr, ich habe Dich hintergangen, oder vielmehr ich habe mich selbst hintergangen; wie ich Dir aber tausendmal gesagt habe, daß ich dies nicht überleben würde, so gebe ich Dir jetzt, indem ich von Dir Abschied nehme, davon den Beweis. Ich habe Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundin vertauscht; aber wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr ebenso wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will.«¹³ Der Versuch, die Wahrheit, *eindeutig*, dieser Zeilen in Worte, die Worte zu Begriffen und Sätzen zu fassen, schwindelt. Denn die Wahrheit, ein Geständnis, daß ich Dich hintergangen habe, wird durch den Zusatz, »oder vielmehr ich habe mich selbst hintergangen«, *unzweideutig*. Uneindeutbar zur Eins oder Zwei, zu Ich und Du. Denn ich bin nicht nur der Hintergangene, sondern auch der, der sich, nämlich mich, hintergangen hat. Ich – der Hintergangene. Ich – der Hintergeher. Ich – der Betrogene. Ich – der Betrüger. Ich – treu. Ich – untreu. Was die Vergrößerung des Geständnisses vor Augen führt, ist das *Spiel* im Satz, der *wahrsagt*: die Uneindeutbarkeit des *Ich* zu *sich*, zum *Ich selbst*. Welches Ich welchem Ich treu, welches Ich welchem Ich untreu war, welches Ich welchem Ich vorstand, seiner Anhänglichkeit gewiß oder nicht, welches Ich welchem Ich voraus-, welches Ich treu hinterherging und, *indem* es hinterherging, treu, *Ich* hinterherging, läßt *sich* nicht entscheiden, weil die Erinnerung an ein Ich, das je ganz bei sich war, verloren geht. Weder untreu, noch treu. Was die Vergrößerung des Geständnisses, erschütternder, vor Augen führt, ist das Spiel, mit einem andern Wort, *Unstetigkeit*, in je-

dem Wort. Der Abschied, den *ich* nehme, und der Beweis davon sein soll, daß ich – was ich Dir nicht einmal, nicht ein für alle Mal, sondern »tausendmal gesagt habe« –, Dich – oder mich, *gleichviel* – zu hintergehen, nicht überleben würde, dieser Abschied – *jetzt* –, ist *gebrochen*. Jedes Wort, nicht nur dieses Briefes, *bricht* ihn. Er kommt zu spät. Denn jedes Wort, *Ich* eingeschlossen, bricht uneindeutbar, uneinsammelbar zum Wort, jeden Augenblick, *unzweideutig*, auf. Auseinander. Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundin vertauscht zu haben, war nicht Untreue gegen Dich, sondern sie will »im Gefühl, daß ich ihr ebenso wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben«. Es ist weder Treue bis ins Grab, noch Apotheose der Untreue, was diese Zeilen, über den Tod, scheint es, aller Beteiligten hinaus, mitteilen, sondern sie, die *vertauschte Freundin*, ist das Emblem der *einzigsten Freundin*: Unzweideutigkeit. Sie *teilt* die Unhintergebarkeit bloß gebrochenen, zerbrechlichen Besitzes, des einzigen Besitzes, *Sprache*. Aber weder Dir noch mir, noch sich selbst, *mit*. Der letzte Brief an Marie von Kleist, »am Morgen meines Todes«, variiert den eigentümlichen Trost – »wenn Dich das trösten kann« –, dessen *Skizze* diese Zeilen schreiben: »Kann es Dich trösten, wenn ich Dir sage, daß ich diese Freundin niemals gegen Dich vertauscht haben würde, wenn sie weiter nichts gewollt haben würde, als mit mir leben?«¹⁴ Kann es Dich trösten, wenn ich Dir sage, daß diese Freundin, die ich gegen Dich vertausche, mich hindert, weil sie mit mir sterben will, Dich *im Leben* zu hintergehen? Denn sie will »im Gefühl, daß ich ihr ebenso wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben«. Sie, die vertauschte Freundin – aber die Freundin *im Leben*, Freundschaft im und *fürs Leben* ist, per definitionem, die *vertauschte*, die getäuschte, aber auch die tauschende und täuschende –, sie stirbt mit mir, weil sie weiß, daß ich sie, nein, Dich, nein, mich, im Leben hinterginge. Und genauer: sie teilt, indem sie stirbt *mit mir* – aber sie stirbt weder *mit mir*, noch *mit sich* –, die Erfahrung der Unhintergebarkeit. Auf das *Spiel* im *Ich* bezogen: ich, der ich lebe, hintergehe mich. Sterbend aber hintergehe ich mich nicht. Denn ich sterbe nicht *mit mir*, sondern dem Schein, mit mir – oder Dir, oder ihr – zu *sein*, da – oder fort – zu sein, ab. Wo ich *sterbe*, sterbe nicht *ich*. Nicht *ich* entscheide *mich*, zu sterben, als zu einer *Tat*. Sondern Sterben teilt den Schein, zu leben, *selbstlos*. Was diese Zeilen andeuten, ist eine unscheinbare Differenz, zwischen Leben und Sterben. Kaum eine, kaum keine. Die Lebenden tauschen und täuschen. Die Sterbenden *enttäuschen*. Austauschbar sind die Lebenden, unaustauschbar die Sterbenden. Im Innewerden dieser Unaustauschbarkeit – der *Sprache* – liegt die *Unzweideutigkeit* der Freundschaft. Die *lebendige Sprache* ist es, die den Schein der Mitteilung durchs Wort, in und aus Gegenwart stützt. Die

sterbende teilt diesen Schein. Aber nicht *mit*. Sie präzisiert die lebendige zur sterbenden. In ihr bricht die *Pest* des Willens zur lebendigen an. Mit einem andern Wort, das *Glück*.

*

Robert Guiskard, jenes Trauerspiel, das Heinrich von Kleist seit 1802 in wiederholten Anläufen aufsetzte, das er, »soweit es fertig war«, 1803 in Paris »durchlesen, verworfen, und verbrannt«¹⁵ hat, und aus dem im

15. So Kleist in einem Brief an die Schwester, im Oktober 1803 (BKA IV/2, 282). Zum Grund der Verwerfung des Werks zeichnet derselbe Brief die Freundschaft, der Schwester, der Kleist zu entsprechen außerstande sich erklärt, weil der Himmel »mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde«, versagt. *Kleios*: »Ich habe in Paris mein Werk, so weit es fertig war, durchlesen, verworfen, und verbrannt: und nun ist es aus. Der Himmel versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin. Ich *kann* mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht *leben*: ich stürze mich in den Tod.« Zwischen *Tod* und *Ruhm* ist nicht nur die Rede vom Durchlesen, Verwerfen und Verbrennen des Trauerspiels, *so weit es fertig war*, gespannt, sondern beider Überkreuz, von Tod und Ruhm, zeichnet die eigentümliche Verwerfung, in der die Gründe für die Vernichtung des Trauerspielfragmentes wie für Kleists Hinweis auf den *versagten* Ruhm zu suchen sind: Kleists Vorsatz beim Schreiben des *Guiskard* liegt, scheint es, darin, die Uneindeutbarkeit der Sprache zum *bruchlosen* Träger der Mitteilung so zur Sprache zu bringen, das *Brüchige* und *Bruchprinzip* der Sprache so zu unterstreichen, auseinanderzustreichen, daß, wo die *Pest* als besprochener Sachverhalt zum Zuge kommt, in jeder Zeile, jedem Wort, jedem Wortbruchstück die *Sprachpest*, die *korrupte* Sprache, dies zur Sprache und, wie verhalten immer, *im Ausdruck* zum *Ausbruch* kommt, daß die besprochene Pest durchbrochenes, zerbrechendes Emblem der Sprechenden, der im Sprechen *aussetzenden*, zum *Aussatz* offenen Sprache bleibt. Dies Ansteckungsprinzip, das Aufsässige, *Aussätzige* der Sprache, Kleists Fund, ist kein im engeren Sinn sprachliches. Keines, das Sprache beherrscht. Es geht nicht sowohl von Worten aus, als daß es den *Status* der Sprache, den Wortbestand und -zusammenstand, trifft und *entzündet*. Die entzündeten aber werden zu *Wundherden*, die um sich greifen. Sprache ist, dieser Einsicht nach, weder Medium der Lebenden, die ihrer Lebendigkeit durch Sprache habhaft werden, ihrer sich durch sie zu vergewissern, noch Milieu der Toten, die durch Sprache sich und einander ihr Totsein attestieren, sondern jedes Wort-, -bruchstück stirbt dem ab, was durch es bedeutet schien, seien das Lebendige oder Tote, nicht weniger als der Auslegung zum Wort-, -bruchstück. Kleists Vorsatz liegt darin, so ließe sich zusammenfassen, das *Ergreifende* im Innewerden des Sterbens, der versterblichten, versterblichenden Sprache zu vergrößern. Dies, daß Sprache nicht *hält*, nicht fernhält oder festhält, und beinhaltet, ein für alle Mal, was ihr anvertraut schien, sondern

April und Mai 1808 Fragmente im *Phöbus* erscheinen, sucht, die *Pest* zur Sprache zu bringen. Die Szene zeigt »Cypressen vor einem Hügel, auf welchem das Zelt Guiskard's steht, im Lager der Normänner vor

zufällt und zerfällt. Diese Einsicht erschüttert beide, den Willen zum *Ruhm* wie das Versprechen, aufgrund des *versagten*, sich in den *Tod* zu stürzen. Denn der *Ruhm – kleos* – bedeutet das Unsterblichsagen oder -singen des *Namens* in und durch *Sprache*, ausgelegt zum verunsterblichenden Medium. Im Innewerden der Sterblichkeit der Sprache stirbt noch die Tendenz zum *Tod*, stirbt noch der *bedeutete* *Tod*, zum *unsterblichen* Prinzip der Sterblichkeit bedeutet, ab. Stirbt der *Tod*. *Mors mortalis*: das ist, zur Formel verengt, Kleists Einsicht in den Aufriß der Sprache, die *Robert Guiskard* zur Sprache bringen soll. Ihr stellt Kleist im Brief einen Anspruch zur Seite: *unsterblichen Ruhm*. Je sterblicher alles, was Sprache *ergreift*, desto unsterblicher *Kleist*. Das ist das unhaltbare Kalkül, das den Brief an die Schwester verzeichnet. Es hat seinen Grund im Versuch, der Einsicht in die Sterblichkeit der Unsterblichkeit (des *Todes*) dadurch zu begegnen, daß die Sterblichkeit zur unsterblichen ausgelegt, und im *Namen* ihres Entdeckers – *Kleist* – zum *Prinzip* unsterblicher Sterblichkeit aufgerichtet wird. (*Unsterbliche Sterblichkeit* ist der Titel des ersten Gedichtbands von Quirinus Kuhlmann, 1668. Kleist mag er bekannt gewesen sein). Die Entdeckung des *Ruins* rühmender Sprache, verunsterblichenden Sprechens, *versagt* nicht nur Kleist den ersehnten *Ruhm*, sondern ergreift noch *Kleist*. Sie geht geradezu vom *Namen* aus. Denn der *Name*, das zum Eigennamen ausgelegte Wort, *trifft* und *ergreift* den Träger des *Namens* so, daß im Treffen der Schematismus von *Inhalt* und *Form* erlischt, und der *Wortleib* aus der Fassung zum *-leib* geht. Zum *Wundmal* entzündet, entzündet. Ausgesetzt regelloser Deklination, oder Ansteckung, nicht weniger aber *Ansteckungsherd*, geht *Kleist* nicht nur aus der Fassung zum Wort, sondern bricht, in *Kleist*, die Uneindeutbarkeit zum Wort, eines jeden Wortes an. Sie ergreift, ungleich präzise, von *Kleist* her, den *Ruhm – kleos* –, Inbegriff verunsterblichenden Sprechens, das immer auf Verunsterblichkeit, auf unantastbare Wiederkehr des *Namens* pocht: *Kleist* und *kleos* entzünden *einander*. Diese Nähe, von *kleos* und *Kleist* zueinander, kehrt das Revers des Rühmens, im rühmenden Nennen des *Namens*, nämlich *fama*, *Gerücht* und *Geschwätz*, Anzeichen versterblichenden Sprechens, hervor (Ansätze zu einer Theorie des *Namens*, ausgehend von der Analyse des *Geschwätzes* bei Kierkegaard, im Revers des *Rühmens*, entwickelt Peter Fenves in »Chatter«. *Language and History in Kierkegaard*, Stanford 1993). Kleists Vorsatz im Brief, sich in den *Tod* zu stürzen, kommt zu spät. Denn der *Tod* ist von der *Sprachpest* schon ergriffen, bedeutungslocker, *aussäzendes* Wort. Zu spät kommt aber auch *Kleists* Vorsatz, *sich* in den *Tod* zu stürzen. Denn *Kleist*, nicht zuletzt aus der im Brief angebahnten Nähe zum *Ruhm – kleos* –, geht in der Fassung zum Wort für einen Träger, eine durchs Wort bedeutete, im Wort stellvertretene Instanz, die *sich* zu *Tode* stürzt, nicht auf. Sondern *Kleist* bricht auf. Greift, zum Wort wie zum Träger, der durchs Wort umrissen scheint, uneinsammelbar, auseinander. Zwischen dem *versagten* *Ruhm* und dem *versprochenen* *Sturz* in den *Tod* klammert der Brief die *Freundschaft*: »Ich kann mich deiner *Freundschaft* nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese *Freundschaft* doch

Constantinopel. [...] Im Hintergrunde die Flotte«. Protagonist des ersten Auftritts ist VOLK, »jeden Alters und Geschlechts [...] in unruhiger Bewegung«. Wer spricht, in diesem Augenblick, »mit soviel Zungen«, wie es weiter unten aus dem Mund der Tochter heißt, der nichts, als die Pest zur Sprache bringt, bleibt offen. *Protagonie*. Die *unruhige Bewegung* ist die der Sprache, in der die Pest zur Sprache kommen soll, der Pest

nicht *leben*«. Der Ruhm, nämlich die Erinnerung an den unversehrten, unsterblich gesagten Namen – Kleist – versagt. Im versagenden Nennen, oder Nennen *schlecht-hin*, setzt der *deiktische*, deutende Zug der Sprache, der deiktische Zugang zur Sprache, wie durch Sprache zum Bedeuteten ein, *aber aus*. In ihm bricht die Freundschaft – der Sprache, *durch* Sprache, *zur* Sprache –, die sich nicht *zeigt*, nicht zeigen *kann*, ohne das Zeigen zu verzweigen, wortbrüchig, an. Ich *kann*, heißt das, mich Dir so wenig als mir – Kleist – zeigen. Dir so wenig als mir *Kleist* zeigen. So wenig *Kleist* zeigt, so wenig *kann Kleist* gezeigt werden. *So wenig*. »[...] ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht *leben*«. Ohne *diese* Freundschaft – zu *Kleist* –, ohne die Freundschaft zu *dieser*, ohne den Freundschaftsbeweis, ohne die *erwiesene*, die Freundschaft zum *Zeigen*, ohne den Freund, oder die Freundin, die *sich zeigen*, sich *mir* zeigen, und noch *dies* Zeigen – eins mit sich – *sich* zeigen, *mir* zeigen, *kann Kleist* nicht, *kann kein Ich*, *kann ich* nicht *leben*, sondern *sterbe* – aber nicht *ich* –. Die Freundschaft, nämlich das *Zeigen* – oder *Zeichen* – der Freundschaft, heißt das, *kann nur sterben*, die Auslegung zum Zeichen versterblichen. Der Freund, der *sich*, die Freundin, die sich *mir* zu zeigen sucht, nur aussätzig, der Freundschaftsbeweis nur korrupt, das Zeichen nur *wund* – aber weder *sein*, noch *nicht sein* –. *Kann sein*: das ist die ironische Skizze der Freundschaft *im Revers* dieser Zeilen. Sie schreibt – aber nicht *sich* – vom *versagenden*, vom Sturz *im Verzug*, der aussetzt *im Sturz* –; vom sterblichen Tod, der dem Sturz in ihn, dem der Stürzende, der ihn zu finden, der *sich* in ihn zu stürzen sucht, abstirbt –; aus sterblichen Gründen. Mit einem andern Wort: die *Pest*, die vom Grund des Wortes *Sterben* her, aus dem ahd. *sterbo* und mhd. *sterb(e)*, die beide Seuche und Pest bedeuten, ins Erinnern einbricht. Am 1.5.1802 schreibt Kleist, erstes Zeignis der Arbeit an *Robert Guiskard*, ins *Sterben* verwickelt, an die Schwester: »So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich mögte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe« (BKA IV/2, 209). Meine Arbeit: die Sprache, jegliche, in jedem Zeichen so zu verzeichnen, daß sie der Auslegung zur Sprache, zum Zeigen und Zeichen abstirbt. Abzusterben nicht aufhört. Nicht aufhört, zu sterben anzufangen. Die *seltsame Furcht* schreibt – aber nicht *sich* – von dorthier: *an Stelle* der Pest zu schreiben. Die Pest auseinanderzuschreiben, in die Sprache. Die Sprache, *in der Kleist* zu schreiben, zu wohnen und zu *leben*, die gegeben scheint, die zeigt und *sich* zeigt, deutet und bedeutet, zur sterblichen aufzutrennen. Aus ihr her ihr die Pest – oder *Kleist* – einzutragen. Aber so, daß im Auseinanderzeichnen der sterbenden Sprache noch der Schein einer gegebenen, nämlich unsterblichen, das Sterben und *über* das Sterben verfügenden, vorzeichnenden Instanz – *Kleist* – birst. Meine Arbeit, die noch *mich* und den Willen zur *vollendeten* aussetzt, ist diese: das Bersten – à *l'extrême ralentie* – des Sterbens.

zu wehren. Die Fragen, wer spricht an dieser Stelle, und was im Sprechen des *Volkes* vorgeht, werden von der Pest, die durch das *Lager* – den *Logos* –, durch die Zeilen, die sie zur Sprache bringen, geht, die Aufriß – Zelten gleich – und Zuordnung eines jeden Worts zur ihm innewohnenden Bedeutung lautlos entsetzt, unterbrochen:

»Wenn er der Pest nicht schleunig uns entreißt,
Die uns die Hölle grausend zugeschickt,
So steigt der Leiche seines ganzen Volkes
Dies Land ein Grabeshügel aus der See!
Mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten
Geht sie durch die erschrocknen Schaaren hin,
Und haucht von den geschwollnen Lippen ihnen
Des Busens Giftqualm in das Angesicht!
Zu Asche gleich, wohin ihr Fuß sich wendet,
Zerfallen Roß und Reuter hinter ihr,
Vom Freund den Freund hinweg, die Braut vom Bräut'gam,
Vom eignen Kind' hinweg die Mutter schreckend!«¹⁶

Den Schrecken, den die *Pest*, buchstäbliche Entstellung des englischen Schrittes – *step* –, verbreitet (in der dritten Zeile des VOLKS, in *unruhiger Bewegung*, bevor es auf die Pest zu sprechen kommt, ist vom Engel, vom *Cherub* die Rede: »Euch [ein Ausschuß von Normännern, den Volk, jeden Alters und Geschlechts, begleitet] führt ein Cherub an«) –; den Schrecken, den die Pest, Schritt für Schritt – deren jeder, wo er auftritt, trifft, weniger fußt, zustande kommt, als Entsetzen auslöst –, verbreitet, beschreibt DAS VOLK in Worten, die der Brief an die Braut, kaum ein Jahr zuvor, der *Uneigennützigkeit* einräumt: »Immer u. in allen Fällen will ich meines eignen Vortheils ganz vergessen, wie er, u. nicht bloß gegen Dich, auch gegen Andere u. wären es auch ganz Fremde ganz *uneigennützig* sein, wie er. O mache diesen herrlichen Vorsatz auch zu dem Deinen. Verachte nun immer Deinen eignen Vortheil, er sei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schwestern, gegen Freunde, gegen Bekannte, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle.« Die Pest vergißt des »eigenen Vortheils ganz«. Sie schreckt »Vom Freund den Freund hinweg, die Braut vom Bräut'gam, / Vom eignen Kind' hinweg die Mutter«. Die einander nicht wiedererkennen. Das Entsetzen, das sie auslöst und verbreitet, ist das der *Freundschaft*, deren *Unzweideutigkeit* Kleist, nicht nur in Briefe und in Brieffreundschaften, auseinander schreibt. Es ist das die Freundschaft zur Sprache. In der Pest, die mit *weitausgreifenden Entsetzensschritten* durch jede Letter, jedes Wort geht, kommt die zerfallende Prosopopöie der Uneindeutbarkeit der Sprache

16. BKA I/2, 9-10 (Zeile 10-21).

zur Sprache. Sie treibt vom Wort das Wort hinweg, *im Augenblick*, der Worte zu Worten im Satz, zu Zeilen zusammenstellt; sie schreibt die Sprache, *in* der sie zur Sprache und zu Wort kommt, ohne anzukommen, auseinander. Das *Entsetzen*, das die Pest, nicht anders als die Freundschaft, verbreitet, ist *auferstehungslos*. In dieses Wort faßt ein GREIS, *gesammelt*, gegen Ende des Fragments, was von der Pest, die *grauenvoll dir in den Weg [...] tritt*, was von der Zäsur im Schritt, ausgeht:

»Der Hingestreckt' ist's auferstehungslos,
Und wo er hinsank, sank er in sein Grab.
Er sträubt, und wieder, mit unsäglicher
Anstrengung sich empor: es ist umsonst!
Die giftgeätzten Knochen brechen ihm,
Und wieder nieder sinkt er in sein Grab.
Ja, in des Sinn's entsetzlicher Verwirrung,
Die ihn zuletzt befällt, sieht man ihn scheußlich
Die Zähne gegen Gott und Menschen fletschen,
Dem Freund, dem Bruder, Vater, Mutter, Kindern,
Der Braut selbst, die ihm naht, entgegenwüthend.«¹⁷

17. BKA I/2, 35 (Zeile 505-515). – *Exkurs zur Pest*. In diese Zeilen wandert, kaum sichtbar, die Überblendung zweier Szenen ein, die zum Beweggrund von Kleists Entdeckung und Vorsatz beim Schreiben des *Robert Guiskard* aussetzen, den aussätzenden, -ätzenden Zug im Aufriß nicht nur des Sprachskeletts, im Knochenbau der zum *Organon* und *Ergon* ausgelegten Sprache zu verfolgen, sondern noch im Knochenmark, in jedem sprachlichen Merkmal am Werk zu sehen und von dorthier, wo die Erinnerung an Sprache und die Erinnerung durch Sprache einander unterbrechen, zur Sprache zu bringen. Es sind, im zweiten Buch der *Geschichte des Peloponnesischen Krieges* von Thukydides, die Leichenrede des Perikles und die anschließende Beschreibung der Pest in Athen. Obwohl schon die *Ilias* im Augenblick der Pest – *loimos* –, von Apollon gesandt, im Lager der Griechen vor Troja einsetzt und den Zorn des Achill Einsicht in den Grund für den Ausbruch der Seuche entzündet; obwohl auch der *König Ödipus* des Sophokles im Augenblick der Pest einsetzt, die in Theben wütet und gleichsam in Ödipus entspringt – wiederum ist sie Anzeichen und Gesandte des zürnenden Gottes, Apoll –; wird erst die ausführliche Beschreibung der Pest bei Thukydides – sie ist dort nicht mehr Botin, keines Gottes, sondern wuchert grund- und ziellos – zum Auslöser für nachfolgende Beschreibungen der Pest. So bei Lukrez, am und als Ende des Lehrgedichts *De rerum natura*, im dritten Buch der *Georgica* Vergils, in Ovids *Metamorphosen*, und in Senecas *Ödipus*. Deren unumrissenes Geflecht bildet gleichsam den Nährboden, ein Rhizom teilbarer Ansteckungsherde, für alle kommenden Beschreibungen der Pest in europäischen Literaturen. Die beschriebene Pest deutet in all diesen Beschreibungen auf die *Sprachpest*, die unentflechtbare Kontamination

Die letzten Zeilen wiederholen, kaum anders, kaum wiederzuerkennen, was DAS VOLK in den ersten Zeilen des Fragments der Pest zusprach, die *mit weit ausgreifenden Entsetzensschritten* durch das Volk, durch jene Zeilen, die DAS VOLK sprach, ging: die *Unzweideutigkeit* der Sprache. Die *entsetzliche Verwirrung* des Sinns, die den Auferstehungslosen zuletzt befällt, weder Gott noch Menschen, weder Freund noch Bruder, Vater, Mutter, Kinder, noch die Braut wiederzuerkennen, schreibt das Revers des Glücks. Sie wirft das Echo jenes Satzes, der den Brief an die Braut, am 31. Januar 1801, weniger siegelte, als brach: *Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe*. Ein Satz, der die *Brechungen*, uneinsammelbar, die ihn in diesem Augenblick durchlaufen, vorerinnert. Jene Zukunft, die den Satz auseinander schreibt, aufhält, auf dem Sprung, zu *sich*, zum Einsatz, zu Stand zu kommen. Die bleibt, unkenntlich, unzweideutig, übrig, wo beide, der ihn schrieb, und die ihn las, und wiederlas, fehlen.

von Schriften, die einander auslösen, zitieren, überschneiden, unterbrechen, voraus und zurück. Im Ursprung dieser verzweigten Verweise, in Thukydides' Beschreibung der Pest, liegt aber kein Urbild vor Augen, sondern tritt der Konflikt zwischen verunsterblichender und versterblichender Tendenz *der Sprache* in den Blick. Denn die Pestbeschreibung folgt nicht einfach chronologisch auf die Leichenrede Perikles', sondern greift ein: sie korrumpiert den Anspruch seines *Epitaphion*, das den Überlebenden das Überleben der Toten *in ihnen* verheißt: »Denn gemeinsam gaben sie ihre Leiber (*somata*) hin und empfingen dafür jeder den nie alternden Lobpreis (*ageron epainon*) und ein weithin leuchtendes Grab (*taphon*), nicht das, worin sie liegen, meine ich, sondern daß ihr Ruhm (*doxa*) bei jedem sich gebenden Anlaß zu Rede oder Tat (*logou kat ergou*) unvergessen nachlebt (*aiemnestos kataleipetai*). Denn hervorragender Männer Grab ist jedes Land: nicht nur die Aufschrift auf einer Tafel zeugt in der Heimat von ihnen, auch in der Fremde wohnt, geistig, nicht stofflich, in jedermann ungeschriebenes Gedächtnis (*agraphos mneme*)« (II, 43). Das Grab, in dem die Toten *überleben*, ist nicht das durch Sprache bedeutete Grab im engeren Sinn, in dem die Leiber liegen und verwesen, sondern das *Sprachgrab*: die Sprache *als* Grab. Die Leichenrede legt jedes Wort der Rede, *logos*, zum Grab – *sema* – aus (*sema* bedeutet im Griechischen, um daran zu erinnern, nicht nur das *Grabmal*, sondern auch *Zeichen*, und *Wunder*). Nicht die Leiber – *somata* – der Toten birgt das Sprachgrab – *sema* –, sondern der Ruhm – *kleos, doxa* –, oder Name, der Toten kehrt aus ihm wieder. Das rühmende Wort ist *sarkophag*: es entblößt die Leiber der Toten, die Träger des Namens bis auf den Namen, ohne Träger: den Namen zum untragbaren. Der unverweslich und unsterblich, *wo er fällt*, zur Sprache und zum Tragen kommen, wiederkehren soll. Die Leichenrede sucht, den Aufriß der Sprache zwischen zwei stehende Wendungen zu klammern: die Sprache soll unsterbliches Gedächtnis – *athanatos mneme* – unvergänglichen Ruhms – *kleos aphthiton* –, des Namens, sein. Der Name aber kehrt *als* Wort, *Wortleib* wieder. An dieser Stelle, wo Leib – *soma* – und Grab – *sema* – ineinanderspielen, erlischt die verbindliche Separation in bein-

haltende und beinhaltete Sphäre. An einer Stelle des Platonschen *Kratylos* wird beispielsweise der Leib – *soma* – zum Grab – *sema* – ausgelegt: »[...] einige sagen, die Körper (*somata*) wären die Gräber (*sema*) der Seele (*psyches*)« (400b). Im Namen setzt die Distinktion von Träger und Getragenen, Sprache und Besprochenem, Grab und Begrabenem ein, aber aus. Dieser *Aussatz* aber präzisiert die versprochene Unsterblichkeit der Toten *im Namen* zur sterblichen. Der Name, der im Wort unverwandt und unumstößlich wiederkehren soll, *entzündet* die unsterbliche Silhouette der Sprache, die ihn mitzuteilen, den mitgeteilten aber zu behalten sucht. Im Namen stirbt der Glaube an die Unsterblichkeit der Sprache, an die unsterbliche *Bedeutung* alles Besprochenen, die *im Namen* anbricht, ab. *Sarkophagie* der rühmenden Sprache: sie greift die Entgegensetzung von *soma* und *sema*, die sie stiftet, an. Der Vorgang, in dem das rühmende Wort zum gerühmten, zum Namen umschlagen soll, bricht ab. Die Brechung präzisiert. Sie schneidet das gerühmte Wort, den Namen, zum *aussätzigen* an. Im Namen – die Pest. Das anschließend beschriebene Wüten der Pest in Athen erinnert und skizziert das Revers im Versprechen der Leichenrede des Perikles: das gebrochene Wort. Die beschriebene Pest mündet in einen Streit unter den Athenern um den Wortlaut einer göttlichen Prophezeiung über das, was auf den (eben beendeten) dorischen Krieg folgen werde: Hunger – *limos* – oder Pest – *loimos* –. Thukydides kommentiert: »Es erhob sich zwar ein Streit unter den Menschen: es sei in dem Vers ursprünglich nicht die Seuche (*loimon*) genannt gewesen, sondern der Hunger (*limon*), aber unter diesen Umständen siegte natürlich die Meinung, es habe Seuche geheißsen, weil sich den Menschen ihre Erinnerung (*mnemen*) nach dem Erlebten formte (*epoiounto*)« (II, 54). In diesem Satz wird, lapidar, das Gerüst der Leichenrede, die Auslegung der Sprache zum unsterblichen Katafalk des Namens, zerschlagen. Zwischen *limos* und *loimos*, Hunger und Seuche, bricht auf und bleibt offen, ob eine Letter fortgenommen oder eine Letter zugesetzt wurde. Dieser Augenblick bringt, von der Unabschottbarkeit der Wortleiber voneinander her, die einander entzünden, der Auslegung zum *-leib* absterben, die unerinnerbare Hinfälligkeit der Wortsilhouetten, Wortskelette, Lettern zur Sprache. Zur Sprache aber, die aus den Fugen der Fassung zum Erinnerungsvermögen geht: das Scheitern der Erinnerung an den ursprünglichen Wortlaut, aber auch an seine ursprüngliche Entstehung, das Scheitern der Erinnerung an die Götter und an deren Sprache, den unsterblichen Spruch, das Scheitern – in eins – der Erinnerung an die Menschen und an die Sprache der Sterblichen, öffnet im Aufriß der Sprache zum Schauplatz der *Anamnesis* einen *amnesischen* Hof: zwischen *loimos* und *limos*, Sprache *a limine*. Die Sprachpest, sie geht weder in der Auslegung zur Pest noch in der Auslegung zum Hunger auf, greift von dieser Stelle, der Entzündung von *limos* und *loimos*, Hunger und Seuche aneinander, aus und geht in die Pestbeschreibungen der europäischen Literaturen auseinander. Sie unterhält auch die Beschreibung der Pest in von Funcks *Robert Guiscard, Herzog von Apulien und Calabrien*, die im dritten Jahrgang der *Horen*, 1797, in drei Fortsetzungen erschien, und Kleists *Robert Guiskard* mit zugrunde lag: »Hunger wüthete in Roberts Lager, eine tödliche Seuche war die unmittelbare Folge davon [...] Hunger und Krankheit wütheten unter den Belagerern fort [...] Mit fürchterlicher Schnelligkeit verbreitete sich auf den Schiffen ein ansteckendes Uebel. Die Hitze des Sommers vermehrte die Wuth der tödtlichen Seuche, und unter den Kran-

ken befand sich jetzt auch der Herzog«. Was im *Lager* – *logos* – wütet, ob Hunger oder Seuche, ob die Seuche *unmittelbare Folge* des Hungers war, *loimos* aus *limos* hervorgeht, oder ob beide, Hunger und Pest, unscheidbar voneinander, unter den *Belagerern* – oder *Lesern* – fortwüten, bleibt in von Funcks Beschreibung nicht nur offen, sondern reibt diese Beschreibung auf. Im Oszillieren zwischen *limos* und *loimos*, Hunger und Pest, bricht nicht nur die *Aliminierung* des Sprachbaus an, sondern auch die Frage auf, ob Sprache die Sprecher der Sprache *nährt* oder *verzehrt*, ob sie den Hunger – nach Bedeutung oder Deutungslosigkeit – stillt oder nährt, ob sie in der Auslegung zur hungrigen, zur Nahrung, zum Gift oder zum Gegengift aufgeht. Kleist führt diese auf-, auseinanderbrechende Frage durch die Enge zwischen *atzendem* und *ätzendem* Zug: *Die giftgeätzten Knochen brechen ihm, / Und wieder nieder sinkt er in sein Grab. / Ja, in des Sinn's entsetzlicher Verwirrung, / Die ihn zuletzt befällt, sieht man ihn scheußlich / Die Zähne gegen Gott und Menschen fletschen*. Die anagrammatische Nähe zueinander von *Atzen* und *Ätzen* und *Zähne* trägt nicht nur Entsetzen in den Willen zur Antwort auf die skizzierte Frage ein, sondern greift noch das *Entsetzen* an, in *entsetzlicher*, *zuletzt* und *fletschen* ein: ... äz ... setz ... letz ... Zä ... lets ... Die Zeilen schreiben nicht nur die Pro- und Pertiferation der in *l(o)imos* anbrechenden Sprachpest, sondern mit einem andern Wort *a limine* die *Freundschaft*, die Kleist im Briefen skizziert, der Wörter, Wortbruchstücke, -fetzen, zueinander, fort. *Penthesilea* wird daran erinnert haben: »So war es ein Versehen. Küsse, Bisse, / Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, / Kann schon das Eine für das Andre greifen. [...] Wie Manche, die am Hals des Freundes hängt, / Sagt wohl das Wort: sie lieb' ihn, o so sehr, / Daß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte; / Und hinterher, das Wort beprüft, die Närrinn! / Gesättigt sein zum Eckel ist sie schon. / Nun, du Geliebter, so verfuhr ich nicht. / Sieh her: als *ich* an deinem Halse hieng, / Hab ich's wahrhaftig Wort für Wort gethan; / Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien«.

Literatur

- Brockes, Barthold Hinrich:** *Irdisches Vergnügen in Gott*, Erster Theil, Nachdruck der Ausgabe des Verlages Christian Herold, 1737, Bern 1970.
- Fenves, Peter:** »Chatter«. *Language and History in Kierkegaard*, Stanford 1993.
- Kant, Immanuel:** »Metaphysik der Sitten (1797)«, in: Ernst Cassirer (Hg. u. a.), *Immanuel Kants Werke*, Berlin 1922, Bd. VII.
- Mendelssohn, Moses:** »Phaëdon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen«, Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1767, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1972, Bd. 3/1.
- Rahmer, Sigismund:** *Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Nach neuen Quellenforschungen von Sigismund Rahmer*, Berlin 1909.
- Reuß, Roland/Staengle, Peter/[ab 1992] Harms, Ingeborg (Hg.):** *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke*. Brandenburger Ausgabe (BKA), Briefe, IV/1, IV/2; Der Findling, II/5; Robert Guiskard, I/2, Basel, Frankfurt am Main 1988ff.

Sembdner, Helmut (Hg.): *Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe*, 2 Bde., München 1984.

Weiß, Hermann F.: »Heinrich von Kleists Freund Ludwig von Brockes«, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung*, Frankfurt an der Oder 1996, Bd. 10, 102-132.

Weiß, Hermann F./Ormanns, Stefan: »Wiederaufgetauchte Kleist-Autographen«, in: *Beiträge zur Kleist-Forschung*, Frankfurt an der Oder 1992, Bd. 6.